

ROHRBACHER MANUSKRIPTE

HEFT 15

Anforderungen  
an eine nachhaltige  
Wissenschafts-  
entwicklung

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen  
2009

**Anforderungen an eine nachhaltige  
Wissenschaftsentwicklung**

**ROHRBACHER KREIS**

**ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG LEIPZIG 2009**

# ROHRBACHER MANUSKRIPTE

---

Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Leipzig  
herausgegeben von Rudolf Rochhausen

Heft 15

ISBN 978-3-941394-06-3

© Rosa-Luxemburg- Stiftung 2009  
Harkortstr. 10  
D-04107 Leipzig

Redaktion: Birgit Tamiru, Leipzig  
Herstellung: Verlag und Druckerei OsirisDruck, Karl-Heine-Str. 99, 04229 Leipzig

## INHALT

1	Kurt Reiprich	
	Vorwort .....	5
2	Ruth Milachowski	
	Die historische Entwicklung der ökonomischen Werttheorie.....	6
3	Wolfgang Methling	
	Ökologische Kriterien für Wissenschaft und Wissenschaftspolitik.....	16
4	Hendrik Lange	
	Hochschulpolitische Standpunkte der LINKEN in Sachsen – Anhalt.....	21
5	Heiko Hilker	
	Innovative Linke.....	29
6	Dieter Schultz	
	Bioenergie – Chancen und Risiken.....	40
7	Kerstin Richter	
	»In Ehrfurcht vor der Natur« Begründung des Wunsches, vier zu den Themen Erforschung und Folgen des Klimawandels konzipierte Veranstaltungen b. d. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zu organisieren.....	46
	Warum die Erde sich wehrt. Zur Gesundung von menschlichem Fehlverhalten wird das Lebewesen Erde tausende Jahre benötigen.....	55
8	Hubert Laitko	
	»...es wird <i>eine</i> Wissenschaft sein« Taugt Karl Marx' Jugendvision (1844) als Leitbild für die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts – immer noch oder jetzt erst recht?.....	60
9	Roland Opitz	
	Fjodor Tjutschew letzte Liebe.....	84
	Zu den Autoren dieses Heftes.....	109



## Vorwort

Das vorliegende Heft enthält das Protokoll der 15.Tagung des »Rohrbacher Kreises der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sa., die am 25.-27. April 2008 in Dahlen unter dem Thema »Anforderungen an eine nachhaltige Wissenschaftsentwicklung« stattfand.

Die Schwerpunkte dieser Tagung waren:

- Entwicklungslinien im Bereich der Natur- und Technikwissenschaften,
- Wissenschaftspolitische Leitlinien linker Politik.

Der Herausgeber vermag nicht, die einzelnen Beiträge darzustellen und zu kommentieren, er versucht lediglich das einigende Band, welches die einzelnen Beiträge verknüpft, zu charakterisieren.

Die Vorträge von Ruth Milachowski und Hubert Laitko enthalten Gedanken zur Rezeption des umfangreichen Werkes von Karl Marx. Milachowski diskutiert auf der Basis der Entstehungsgeschichte der Marxschen Werttheorie ihre Aktualität für die Ursachen und Konsequenzen, die mit der Krise der liberalistischen Marktwirtschaft verbunden sind. Laitko diskutiert, von einer Analyse von Marx ausgehend, die Frage nach den Grundlagen und Konsequenzen der Einheit der Wissenschaften. Die Gedanken dieser beiden Autoren finden ihr Pendant in den Vorträgen von H. Hilker, W. Methling H. Lange und D. Schultz, die sich mit den Anforderungen an die Wissenschaftspolitik der Partei Die Linke für die Forschung und deren praktische Umsetzung in der Lehre beschäftigen. Über ökologische Konsequenzen für unser praktisches Verhältnis zur Natur berichtet K. Richter, welche einen Vorschlag für diesbezügliche Veranstaltungen vorstellt. Schließlich sei besonders der literaturgeschichtliche Vortrag von R. Opitz über Gedichte und Briefe von Fjodor Tjutschew hervorgehoben.

Der Tenor des Dählener Kolloquiums, seiner Vorträge und Diskussionsbeiträge bestand darin, dass konstruktive Überlegungen zur Wissenschaftsentwicklung ein wesentlicher Bestandteil linker Politik sind, womit sich deshalb auch im kommenden Jahr der »Rohrbacher Kreis« auf seiner Dählener Tagung beschäftigen wird.

*(Kurt Reiprich, Moderator des »Rohrbacher Kreises«)*

## Die historische Entwicklung der ökonomischen Werttheorie

Von Nationalökonomie und volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen konnte bis zum 16. Jahrhundert kaum gesprochen werden. Vielmehr haben Theologen und Philosophen lediglich zu ökonomischen Einzelfragen unter wirtschaftsethischen Gesichtspunkten Stellung genommen. Erste Überlegungen, die man mit Einschränkungen als ökonomisch bezeichnen könnte, sind in der Literatur der griechischen Antike zu finden.<sup>1</sup> Sie erschienen zu einem Zeitpunkt, als der Handel zur ökonomischen Verflechtung aller bekannten Völker führte und sich das Geldwesen entwickelte. In diesem Zusammenhang erfolgten auch ökonomische Aussagen zum Wert als einer ökonomischen Kategorie, die man als gewisse Vorläufer der ökonomischen Werttheorie bezeichnen könnte. Die wichtigsten Überlegungen erfolgten durch den griechischen Denker Aristoteles (384 - 322 v.Chr.). Seine Interessen orientieren sich an der Beobachtung der Wirklichkeit. In seinem ersten Buch »Politik« untersucht Aristoteles den Haushalt als eine wichtige Grundlage der Staatswirtschaft in der Sklavenhalterordnung. Er befasst sich mit der Frage, wie der Haushalt mit materiellen Gütern versorgt werden kann. Dazu gehören Produkte aus der Landwirtschaft, der Austausch von Gütern zwischen den Haushalten und der indirekte Handel, für den im Gegensatz zum Naturalaustausch Geld erforderlich ist. Aristoteles befasst sich in diesem Zusammenhang näher mit den Eigenschaften des Geldes. Er unterscheidet zwischen dem Nutzen als Tauschmittel und als Mittel der Bereicherung, Chremastike, insbesondere durch Zinsgeschäfte der Wucherer und Händler, die er ablehnt. Aristoteles betont, dass das Wesen des Geldes darin besteht, Tauschmittel zu sein.<sup>2</sup> Von seinem Verständnis für Gerechtigkeit ausgehend, wonach gerecht im Wirtschaftsleben das ist, was das Glück der Staatengemeinschaft sichert, versucht er zu bestimmen, was im Tauschverkehr sozial gerechtfertigt erscheint. Wie alle anderen Tugenden liegt soziale Gerechtigkeit beim Austausch in der Mitte zwischen zwei Extremen. Im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zur Tauschgerechtigkeit unterscheidet er den durch subjektive Bedürfnisse begründeten Wert eines Gutes, seinen Gebrauch (Gebrauchswert) von dem objektiven Wert eines Gutes beim Tausch gegen

---

<sup>1</sup> Francesca Schinzingler: Vorläufer der Nationalökonomie. In: Geschichte der Nationalökonomie. München 2002, S.15.

<sup>2</sup> Aristoteles: »Politik« ..., nach der Übersetzung von F.Susemihl. Hamburg 1969.

die äquivalente Menge eines anderen Gutes oder gegen Geld. Mittelalterliche Scholastiker vertieften die Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Wert, indem sie den Gebrauchswert nicht als eine immanente Eigenschaft des Gutes ansahen, sondern ihn durch den Nutzen bestimmten, als eine von einer Person empfundene subjektive Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung. Den Tauschwert leiteten sie aus den Produktionskosten, den Arbeitskosten ab, ohne ihn näher zu definieren. Sie befassten sich jedoch näher mit dem Postulat eines »gerechten« Preises, der die Vereinbarkeit der ökonomischen Verhältnisse mit der christlichen Ethik sichern sollte. Der Preis soll im sozialetischen Sinne gerecht sein, sowohl bei Austauschprozessen zwischen den Individuen, als auch bezogen auf die Ziele der Gemeinschaft. Er soll Kosten orientiert, relativ unabhängig von der Nachfrage sein und notfalls vom Staat erzwungen werden.<sup>3</sup>

Ein geschlossenes wirtschaftstheoretisches Lehrgebäude entstand zu Beginn des 18. Jahrhunderts in England, dem damals fortgeschrittensten Land der Erde. Es wird in der Wirtschaftstheorie als klassische politische Ökonomie gekennzeichnet. Die klassischen Ökonomen gehen in Untersuchungen von objektiven Faktoren, den objektiven Reproduktionsbedingungen der Wirtschaft, aus. Der Beginn der Klassik kann mit dem Erscheinen des ökonomischen Hauptwerks ihres ersten großen Vertreters, des schottischen Moralphilosophen Adam Smith (1723 - 1790) »Reichtum der Nationen« datiert werden. Nicht zuletzt durch diese Veröffentlichung wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Politische Ökonomie zur Modewissenschaft. Epochemachend waren auch die Arbeiten von David Ricardo, der einer aus Holland nach England eingewanderten Börsenmakler-Familie entstammte. Bereits in jüngeren Jahren eignete er sich durch Spekulationen ein beträchtliches Vermögen an, das es ihm erlaubte, sich ausschließlich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Sein Hauptwerk »Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung« markiert zugleich den Höhepunkt der Klassik. Smith und Ricardo wenden sich in ihren Arbeiten gegen die in England, Frankreich, Deutschland und Österreich vorherrschenden ökonomischen Dogmen des Merkantilismus, bzw. des Kameralismus, wirtschaftliches Handeln auf der Grundlage des Egoismusprinzips zu erklären und wirtschaftspolitische Maßnahmen des absolutistischen Staates als Ziel-Mittel-Beziehungen zu rechtfertigen.<sup>4</sup> Nach Auffassung der Merkantilisten sind die Quellen des Reichtums vor allem die in der Zirkulation erzielten aktiven

---

<sup>3</sup> Francesca Schinzingler: Vorläufer der Nationalökonomie. A.a.O.,S.21.

<sup>4</sup> David Ricardo: Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung. Berlin 1979. S.11.



Handelsbilanzen. Um sie zu erreichen, sollte der absolutistische Staat aktiv handelspolitisch tätig werden. Smith und Ricardo setzten sich dagegen für marktwirtschaftlichen Liberalismus ein. Das Wirtschaftsleben soll frei von staatlich-feudalistischer und merkantilistischer Bevormundung verlaufen. Zugleich muss der wirtschaftliche Liberalismus das Gleichgewicht zwischen individuellen Interessen und dem Gemeinwohl sichern. Für sie ist die wirtschaftliche Freiheit sowohl eine praktische Forderung als auch Resultat eines natürlichen Verlaufs der Dinge. Die Gesetze der Politischen Ökonomie und ihre Kategorien sind nach ihrer Auffassung ahistorisch, in Naturgesetzen fundiert. Indem die Klassiker vom Reproduktionsprozess ausgehen, gelangen sie zu einer umfassenden Bewertung der menschlichen Arbeit und ihrer Rolle als Produktivkraft. Ihr Anliegen besteht darin, zu erklären: Was ist Reichtum, wie kann er vermehrt werden und welche Gesetze bestimmen die Verteilung des Gesamteinkommens auf die Hauptklassen der Gesellschaft, auf die Eigentümer des Bodens, auf das Kapital und die Arbeiter. Sie erfassen die Produktion und Distribution als zwei Seiten ein und desselben Prozesses. Smith und Ricardo wenden sich zunächst der Zirkulation zu, der Sphäre, die den arbeitsteiligen Prozess vermittelt. Im Zusammenhang mit diesen Untersuchungen entsteht die erste wissenschaftliche Werttheorie, die objektivistische oder Arbeitswerttheorie. Smith und Ricardo untersuchen zunächst, von den Erkenntnissen der Scholastiker ausgehend, die zwei Seiten des ausgetauschten Produkts. Sie sehen im Gebrauchswert eines Gutes, das von verschiedenen Personen verschieden beurteilt wird, eine Voraussetzung, jedoch keinen Bestimmungsgrund des Wertes und des Preises. Entsprechend der von ihnen begründeten Wertantinomie besteht sogar eine offenkundige Diskrepanz zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert. Wasser hat einen hohen Gebrauchswert, aber einen geringen Tauschwert, bei Diamanten ist es umgekehrt. Bei ihrer an die Produktion gebundenen Betrachtungsweise kommen für den Tauschwert nur objektive Bestimmungsgründe in Betracht. Dabei sind bei ihrer Betrachtungsweise Tauschwert und Wert, den sie auch als natürlichen Preis bezeichnen, identisch. Nach Smith und Ricardo ist der objektive Bestimmungsgrund für Austauschmengen- und Preisverhältnisse die verausgabte Arbeitszeit, d.h., die in den Gütern enthaltene, in gleichen Stunden ausgedrückte Arbeitsmenge. Die von Smith formulierte Werttheorie, wonach die verausgabte Menge von Arbeit die Grundlage des Tauschwertes aller Dinge ist, hält Ricardo für einen Lehrsatz von größter Bedeutung in der politischen Ökonomie. Von dieser Erkenntnis ausgehend, formuliert Ricardo das Wertgesetz: »Der Wert einer Ware oder die Quantität einer anderen Ware, gegen die sie ausgetauscht wird, hängt ab von der verhältnismäßigen Menge an Arbeit, die zu ihrer

Produktion notwendig ist, nicht aber von dem höheren oder geringerem Entgelt, das für diese Arbeit gezahlt wird.«<sup>5</sup> Entscheidend ist bei Smith und Ricardo die These, dass die Arbeit schlechthin wertbildend und die Quelle des gesellschaftlichen Reichtums ist und dass sich die Wertquantität aus der aufgewandten Arbeit ergibt, die in Zeit zu messen ist. Die wertbildende Arbeit ist bei ihnen nicht mehr auf eine bestimmte Arbeit beschränkt, z.B. auf die kommerzielle, wie die Merkantilisten annahmen, sondern sie ist Arbeit zur Schaffung von Gebrauchswerten, unabhängig von der spezifischen Form der Arbeit.

Dabei werden Profit und Rente (Mehrwert) als Abzüge vom insgesamt durch den von Arbeitern geschaffenen Mehrwert dargestellt. Smith und Ricardo verharrten jedoch in ihren Untersuchungen bei der Wertquantität. Der Wert wird als eine natürliche Kategorie unter dem Gesichtspunkt des Tauschwertes, des quantitativen Austauschverhältnisses der Güter, betrachtet. Untersuchungen zur Qualität des Wertes werden von ihnen nicht durchgeführt. Mit ihrer Bestimmung des Wertes der Ware durch die in ihr enthaltene Quantität an Arbeit haben Smith und Ricardo zugleich die Grenzen der Erkenntnisse der klassischen Ökonomie zur Werttheorie erreicht.

Eine weitere bedeutsame objektivistische Arbeitswerttheorie ist die marxistische Werttheorie. Nach der Theorie von Karl Marx (1818 - 1883) erwirbt bei kapitalistischer Warenproduktion der Kapitalist mit Geld Produktionsmittel, Maschinen, Vorleistungen, Rohstoffe und Arbeitskraft. Die damit produzierten Waren verkauft er für (mehr) Geld. Marx kennzeichnet zunächst den Mehrwert der Ware. Wie in der klassischen Theorie ist der Gebrauchswert einer Ware Voraussetzung dafür, dass sie Tauschwert erlangen kann. Anders als bei Smith und Ricardo, ist bei Marx der Tauschwert nur die äußere Erscheinungsform des Wertes. Seine Werts substanz ist die vergegenständlichte abstrakte Arbeit. Maß der Arbeit und damit des Wertes ist die auf eine einheitliche Arbeitsquantität »einfache Arbeit« umgerechnete Arbeitszeit. Da auch die Arbeitskraft Warencharakter hat, ist der Tauschwert der Arbeitskraft gleich der zu ihrer Reproduktion notwendigen Arbeitszeit, d.h. er wird bestimmt durch den »Wert der Lebensmittel und sonstigen Bedarfsgegenstände, welche die Arbeitskraft gerade erneuern.«<sup>6</sup> Der Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft besteht darin, dass sie in der Lage ist, mehr Wert zu produzieren, als sie selbst besitzt. Den Mehrwert eignet sich der Kapitalist an. Er beutet die Arbeitskraft

---

<sup>5</sup> David Ricardo: Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung. Berlin 1979. S.11 ....

<sup>6</sup> Karl Marx: Das Kapital. Bd.1. Berlin 1951. S.185.

aus. Marx entwickelt seine Arbeitswerttheorie als reine Arbeitswertlehre. Die für die Produktion einer Ware erforderliche Arbeitszeit definiert den Wert der Ware, der das Schwankungszentrum des Preises darstellt. Die Marxsche Wertlehre bietet im Regelfall keine Preiserklärung. Nur in einem Sonderfall ist die Wertlehre zugleich Preistheorie, nämlich bei einer in allen Warenproduktionen der Volkswirtschaft gleichen organischen Zusammensetzung des Kapitals (Verhältnis von konstantem Kapital zu variablem Kapital = Kosten für Produktionsmittel und Kosten für Arbeitslöhne).<sup>7</sup> Die marxistische Werttheorie ist vielmehr als eine von der Preistheorie gesonderte Theorie aufzufassen. Sie hat die Funktion, nachzuweisen, dass der gesellschaftliche Reichtum im Kapitalismus durch die Ausbeutung der Ware Arbeitskraft entsteht, dass die Ausbeutung im Wesen des Kapitalismus selbst liegt und nur mit diesem beseitigt werden kann.

Zweifel an den objektivistischen Arbeitswerttheorien wurden bereits nach dem Tod von Ricardo geäußert. Sie verstärkten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei richteten sie sich vor allem gegen die brisanten politischen Implikationen der marxistischen Werttheorie. Einen besonderen Einfluss übte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die subjektivistische Wertlehre aus, die unter dem Begriff »Grenznutzenschule« bekannt wurde. Die Grenznutzenschule ist eine Wertlehre, die die subjektive Wertschätzung zur Grundlage ihres Theoriensystems gemacht hat und die in einem direkten Gegensatz zur Arbeitswerttheorie steht. Sie leitet den Tauschwert der Güter, d.h. ihre Austauschmengen, und damit ihr Preisverhältnis, aus den Gebrauchswerten jeweils der letzten verbrauchten Gütereinheiten, aus dem Grenznutzen, her. Wichtigster Vorläufer der Grenznutzenschule war der Deutsche Hermann Gossen, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte. Der Durchbruch der Grenznutzenschule erfolgte um 1870 mit den von einander unabhängigen Arbeiten des Engländers Stanley Jevons (1835-1882), des Österreicherers Carl Menger (1840-1921) und des in Lausanne lebenden Franzosen Leon Walraf (1834-1910). Die Autoren verwenden unterschiedliche Kategorien für die Kategorien »Nutzen« und »Grenznutzen«. Aber alle sehen in der Nutzeinschätzung der Verbraucher die Ursache für das Entstehen von Gebrauchswert und den Tauschwert eines Gutes. Das am häufigsten zitierte Beispiel, das den Grenznutzen demonstrieren soll, wurde vom österreichischen Grenznutzentheoretiker Eugen von Böhm-Bawerk (1851 - 1914) entwickelt. Er demonstriert das Verhältnis eines einsamen, von der übrigen Welt isolierten Kolonisten, zu fünf Säcken Getreide, die er soeben geerntet hat. Dieser Kolonist kalkuliert, dass der erste Sack Korn notwendig sei, um ihn bis zur

---

<sup>7</sup> Vgl. Karl Marx: Das Kapital. Bd.3. Berlin 1949. Neuntes Kapitel. S.179 ff.

nächsten Ernte zu ernähren. Der zweite Sack Brotgetreide scheint ihm notwendig zu sein, um seine Speisen noch üppiger zu gestalten, der dritte ist zur Mastung von Geflügel vorgesehen, der vierte dient der Erzeugung alkoholischer Getränke. Der fünfte Sack dient noch mehr dem Luxus, der Fütterung von Papageien.<sup>8</sup> Nach diesem Demonstrationsbeispiel hat der fünfte Sack einen erheblich niedrigeren Bedürfnisgrad als seine Vorgänger. Er gibt nach der Meinung der Grenznutzentheoretiker die Richtgröße für den Grenznutzen. Es ist also der minimalste Nutzen, der nach Meinung der Grenznutzentheoretiker den Grenznutzen und den Wert bestimmt. Der Nutzen der zuletzt verbrauchten Gütereinheit, d.h. der Grenznutzen, ist entscheidend auch für den Wert der übrigen verbrauchten Gütereinheiten gleicher Gebrauchswerte, sowohl von Produktions- als auch von Konsumtionsmitteln. Der minimalste Nutzen bestimmt Grenznutzen und Wert. Dabei steht die Menge der Güter im umgekehrten Verhältnis zum Wert. Je mehr Güter einer Gattung vorhanden sind, desto kleiner ist der Wert des einzelnen Stückes und umgekehrt. Generell wird der Wert nicht der Produktion, sondern der Sphäre des menschlichen Bewusstseins, der Psyche des Konsumenten, zugeordnet.

Die Klassiker hatten den Gebrauchswert vom Tauschwert getrennt und somit erste Untersuchungen vorgenommen, um den Wert durch die Arbeitsleistung bestimmen zu können. Die Grenznutzentheorie hebt die Trennung von Gebrauchswert und Tauschwert auf und bestimmt den Wert durch den Nutzen. Sie ist, wenn man vom psychologischen Zubehör absieht, eine Angebot-Nachfrage-Theorie, die sich auf die Marktsphäre beschränkt.

Der englische Ökonom Alfred Marshall (1842 - 1924) unternimmt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Versuch, objektivistische und subjektivistische Wertlehren zu »versöhnen«. Er bezeichnet das Produktionskostenprinzip, d.h. die Kosten, die im Produktionsprozess bei der Herstellung von Waren entstehen und dem Grenznutzenprinzip, als die beiden Teile eines jeden Preisbildung beherrschenden Prinzips von Angebot und Nachfrage.

Formell spricht Marshall noch vom ökonomischen Wert, wobei er jedoch Wert und Preis identifiziert. So erklärt er, dass der Wert von zwei theoretischen Wertgrundlagen bestimmt wird. Diese beiden Wertgrundlagen sind Angebot und Nachfrage. »Der Nominalwert eines Dinges, sei es eine besondere Art Arbeit oder Kapital oder irgend etwas anderes, ruht, wie der Schlussstein eines Bogens, im Gleichgewicht zu dem gegen einander wirkenden Druck seiner entgegengesetzten Seiten, die Kräfte der Nachfrage

---

<sup>8</sup> Eugen von Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins. Zweite Abteilung. Erster Band. Jena 1921. S.87.

drücken nach der einen Seite, die des Angebots nach der anderen.«<sup>9</sup> Marshall beabsichtigt, durch die Analyse der Angebots- und Nachfrageseite, den Preis- und Kostentheorien ein wissenschaftliches Fundament zu verleihen. Entscheidend ist für ihn das Wechselspiel zwischen angebotener und nachgefragter Warenmenge, das in jedem Fall in einem Gleichgewicht münden muss. Dieses Gleichgewicht wird durch den sogenannten Gleichgewichtspreis hergestellt. Somit ist es möglich, dem Marktautomatismus die Regulierung der Wirtschaft zu überlassen. Zugleich tritt in seinen Überlegungen die Überflüssigkeit von Werttheorien für das bürgerliche Selbstverständnis zutage.

Die neueren Preis- und Kostentheorien sind Theorien der Konkurrenzpreisbildung. Ihre theoretische Grundlage bildet die Marktformentheorie, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstand. Sie gehört zu den wesentlichen Elementen der heutigen Wirtschaftslehren. Die Marktformentheorie beruht darauf, dass das Monopol ausschließlich als Phänomen der Zirkulationssphäre betrachtet wird. Sie war eine Reaktion der Ökonomen auf die Ablösung der freien Konkurrenz durch das Monopol. Das Monopol verwandelte privates in gesellschaftliches Kapital, setzte an die Stelle der freien Konkurrenz monopolistische Konkurrenz, löste die freie Preisbildung durch die monopolistische Preisbildung ab. Es durchbrach den auf freier Konkurrenz bestehenden Profit- und Preismechanismus mit ökonomischer und außerökonomischer Gewalt. Die Marktformentheorie erklärt die durch das Monopol entstandenen Veränderungen ausschließlich vom Standpunkt der Zirkulation als eine Form von Beziehungen zwischen Anbietern und Nachfragern. Je nach Anzahl und Größe der auf der Angebots- und Nachfrageseite auftretenden Unternehmer, wird von den meisten Markttheoretikern zwischen neun typischen Marktformen unterschieden, die auf der Grundlage der drei elementaren Marktformen Polypol (viele kleine Unternehmen), Oligopol (mittlere oder größere Unternehmen) und Monopol (ein großes Unternehmen) durch bestimmte Kombinationen gebildet werden.

Werden sowohl die Angebots- als auch die Nachfrageseite des Marktes ausschließlich durch gleichberechtigte untereinander konkurrierende Unternehmen charakterisiert -, was heute de facto nicht mehr anzutreffen ist, - so herrscht im Sinn der Marktformentheorie vollständige oder auch freie Konkurrenz.<sup>10</sup> Das Schema der Marktformentheorie stellt sich als ein System des allgemeinen wirtschaftlichen Gleichgewichts und der

---

<sup>9</sup> Alfred Marshall: Handbuch der Volkswirtschaftslehre. Erster Band. Stuttgart, Berlin 1905. S.509.

<sup>10</sup> Heinrich von Hackelberg: Marktform und Gleichgewicht. Wien, Berlin 1939. S.3.

Herrschaft des Konsumenten über die Wirtschaft dar. Die Sicherung der Konkurrenzwirtschaft wird als vordringliche Aufgabe des Staates angesehen.

Die neueren Preis- und Kostentheorien befassen sich unter Zugrundelegung der Marktformtheorie mit den Bestimmungsgründen von Kosten und Preisen für Güter und Faktoren zur Herstellung eines möglichen Konkurrenzgleichgewichts der Märkte. Sie erkennen jedoch an, dass die Homogenität des Marktes und des Mengenanpassungsverhaltens eine Marktform darstellt, die in der Wirklichkeit immer weniger vorkommt.

Seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erlangte die Transaktions-Kostentheorie (Transaktionsökonomik) einen besonderen Stellenwert.<sup>11</sup> Sie ist eine Reaktion auf die mit der Globalisierung verbundene Liberalisierung des Weltmarktes und der international dominierenden multinationalen Unternehmen. Das Ziel der »global players« ist die Herrschaft der Nationalstaaten und die Reduzierung der Nationalstaaten auf die Rolle des Produktionsstandortes, die Reduzierung auf die Neuaufteilung der Rohstoff- und Absatzmärkte, um die Gewinnmaximierung zu stabilisieren. Damit verbunden ist ein globaler Preis- und Kostenwettbewerb. Neben den Produktionskosten, einschließlich der Kosten für Information, werden jetzt auch Transaktionskosten berücksichtigt. Dazu gehören einerseits Kosten, die durch Transaktionen zwischen den Unternehmungen entstehen. Sie ergeben sich z.B. bei Fusionen, bei einer Zusammenführung von know how und bei der Realisierung spezifischer Größenvorteile bei der Forschung, Entwicklung und Produktion, ohne Megaorganisationen schaffen zu müssen. Ein bekanntes Beispiel für diese zeitweiligen strategischen Allianzen ist die Zusammenarbeit von Toshiba, IBM und Siemens bei der Entwicklung des 256 MB Chips.<sup>12</sup> Zum andern entstehen zwischen den Unternehmen zu koordinierende Transaktionskosten, z. B. für das Aushandeln und den Abschluss sowie für ihre Ausführung und Kontrolle zwischen den Beteiligten, die in regional unterschiedlichen Produktionsstandorten agieren. Im Jahr 2005 betragen die Weltausfuhren von Waren und Dienstleistungen 4,5 Billionen US-Dollar. Davon sind allein 1,5 Billionen US-Dollar auf konzerninternen Handel zurückzuführen. Die Transaktionskostentheorie, die die Bestimmungsgründe von Kosten und Preisen für Güter, Produktionsfaktoren und Informationskosten miterfasst, wird von den Vertretern

---

<sup>11</sup> Jochen Schumann: Wegbereiter der modernen Preis- und Kostentheorie. In: Geschichte der Nationalökonomie. A.a.O. S.194.

<sup>12</sup> Erhard Katzenbach: Die Entwicklung multinationaler Unternehmen und deren Bedeutung für die nationalen Arbeits- und Kapitalmärkte. Heidelberger Club für Wirtschaft und Kultur. In: Globalisierung. Berlin, Heidelberg 1992. S.67.

der marktwirtschaftlichen Lehren als aussichtsreichste Entwicklungsrichtung angesehen, die die Marktformenlehre ergänzt und revidiert.<sup>13</sup>

Seit Mitte der neunziger Jahre hat die globale Wirtschaftsleistung stark zugenommen. Nach Angaben der Weltbank vom April 2008 erwirtschafteten 2006 alle Länder weltweit eine Gesamtleistung von 59 Billionen US-Dollar. Dabei stieg der Anteil der Entwicklungsländer von 36% im Jahr 2006 auf 41% im Jahr 2008. Treibende Kraft sind China, Indien und Brasilien.<sup>14</sup> Diese positive ökonomische Entwicklung hat die Lebensbedingungen der Mehrheit der Bevölkerung in den Drittländern nicht verbessert. Die Einkommensunterschiede zu den Industriestaaten haben sich weiter vergrößert. Aber auch in den Industrieländern hat die Kluft zwischen Reichtum und Armut zugenommen. Global wachsende Armut, Turbulenzen auf den Finanzmärkten, Hungerkatastrophen, Lebensmittel- und Energiekrisen, armuts- und reichumsbedingte Zerstörungen der Umwelt, politische Destabilisierung beginnt die internationale Standortkonkurrenz zu gefährden. Angesichts dieser globalen sozialökonomischen Widersprüche, fordern führende Wirtschaftsmanager eine Abkehr vom Marktfundamentalismus. Auf dem Weltwirtschaftstreffen in Davos im Januar 2008 stellte George Soros, der international bekannteste Börsenmakler ein System in Frage, das die Teilnehmer des Weltwirtschaftsforums reichgemacht hat. Er spricht vom Ende einer Ära, von der Ära des Dollars, der Lehre von den »unregulierten Märkten«. Soros fordert ein neues Paradigma der Ökonomie. Auf dem gleichen Forum betont Bill Gates, dass die Welt eine neue Form der Marktwirtschaft braucht, einen »kreativen Kapitalismus«. Die Konzerne, die von der Globalisierung profitiert hätten, wie niemand sonst, müssten der einen Milliarde Menschen helfen, die mit weniger als einen Dollar am Tag auskommen müssen. Offensichtlich spielt dabei die Erkenntnis eine Rolle, dass die Regierungen allein das Problem nicht lösen können.<sup>15</sup> Im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der globalen Finanzmärkte traut ausgerechnet Josef Ackermann, Chef der Deutschen Bank, den heilenden Kräften des Staates mehr zu, als dem Marktmechanismus. Er erklärte: »Ich glaube nicht mehr an die Selbstheilungskräfte des Marktes.«<sup>16</sup> Um zu verhindern, dass die Finanzkrise auf die reale Wirtschaft durchschlägt, haben die USA, die BRD und andere

---

<sup>13</sup> Jochen Schumann: Die Wegbereiter der modernen Preis- und Kostentheorie. In: Geschichte der Nationalökonomie. A.a.O. S.195.

<sup>14</sup> Süddeutsche Zeitung vom 12./13 April 2008. S.10.

<sup>15</sup> Süddeutsche Zeitung vom 26./27. Januar 2008.

<sup>16</sup> Süddeutsche Zeitung vom 19.3.2008.

**Industriestaaten milliardenschwere Rettungspakete, die aus Steuergeldern finanziert wurden, den Banken zur Verfügung gestellt. Die Diskussionen zum künftigen Verhältnis von Staat und Markt stehen erst am Anfang. Eine Wende vom Laissez-Faire-Kapitalismus zu einer sozialen Marktwirtschaft würde u.a. bedeuten, dass der Staat wieder stärker z.B. mit nachfrageorientierten Konjunkturprogrammen und einer entsprechenden Finanzpolitik die Wirtschaft steuert, insbesondere Bankenfusionen konsequent mit Blick auf die Stabilität des Finanzsystems überprüft.**



## WOLFGANG METHLING

### »Ökologische Kriterien für Wissenschaft und Wissenschaftspolitik«

Rohrbacher Kreis, 25.04.2008

Sehr geehrte Anwesende, liebe Genossinnen und Genossen,  
ich möchte meinen Vortrag in folgende Schwerpunkte gliedern:

Nachhaltigkeit/ Nachhaltigkeitsansatz

Nachhaltigkeitsindikatoren

Ökologische Kriterien für Wissenschaft und Wissenschaftspolitik

- allgemein
- Sozial-, Geisteswissenschaften
- Wirtschaftswissenschaften
- Technik- und Naturwissenschaften/Medizin
- Rolle der Politik

Beispiele für Spuren der Nachhaltigkeit in der Wissenschaftsgeschichte

### WAS ALSO IST NACHHALTIGKEIT BZW. NACHHALTIGE ENTWICKLUNG?

Die Brundtland-Kommission hat sie 1987 folgendermaßen definiert:

*»Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse und ihren Lebensstil zu wählen. Die Forderung, diese Entwicklung dauerhaft zu gestalten, gilt für alle Länder und Menschen.«*

Diese Definition ist aus meiner Sicht immer noch richtig und macht deutlich, dass wir heute unseren Lebensstil, unsere Art und Weise mit Natur und Umwelt umzugehen, ändern müssen. Die Bedrohungen der Biosphäre, die letztlich auch Bedrohungen für die Menschen sind, fordern uns heraus. Das sind vor allem:

- Klimaveränderungen,
- Verlust an Biodiversität,
- Bodendegradation,
- Wassermangel und Wasserkontamination,
- Landschaftszersiedelung.

Aber wie vermittelt man nachhaltige Entwicklung, damit sie auch verinnerlicht werden kann? Die Begriffe sind zu sperrig. Wenig attraktiv sind auch Verzichtsaufrufe. Adressaten sind oftmals Experten und die Ansätze sind zumeist wenig konkret.

Es gilt, den Dreiklang aus Ökonomie (stabile wirtschaftliche Entwicklung), Ökologischem (Erhalt der Natur als Puffer und Ressourcenquelle) und Sozialem (Gesellschaftlicher Zusammenhalt, Bildung und Pflege) zu denken und konkret und anschaulich zu gestalten. Institutionell heißt das, Demokratie zu leben, Chancengleichheit zwischen den Individuen, den Regionen und Generationen herzustellen.

## WELCHE ÖKOLOGISCHEN BZW. NACHHALTIGKEITSKRITERIEN MÜSSEN ANGEWENDET WERDEN?

Allgemein könnte man sagen, dass es um eine komplexe Bewertung und Betrachtung aller Prozesse geht. Das heißt auch global zu denken bzw. zu forschen und davon abgeleitet, ohne den Gesamtblick zu verlieren, lokal bzw. disziplinar zu handeln. Wir brauchen ein deutlich höheres Maß an Interdisziplinarität.

In den Geistes- und Sozialwissenschaften geht es mit Bezug auf unser Thema, um:

- Umweltbildung,
- Lebens- und Verhaltensweisen,
- Ethik und Moral,
- Wertvorstellungen,
- Verteilungs- und Generationengerechtigkeit,
- internationale Gerechtigkeit,
- Partizipation über direkte Demokratie, aber auch das Ehrenamt.

In den Wirtschaftswissenschaften geht es darum, die wissenschaftlichen Grundlagen für ein qualitatives Wachstum bei Reduzierung des Ressourcenverbrauchs anstelle des quantitativen Wachstums zu schaffen. Ressourceneffizienz (um den Faktor 4) und gleichzeitig Kostensenkung (Faktor 10) sind dringend erforderlich.

Das heißt, wir brauchen Produkte:

- mit geringst möglichem Materialverbrauch,
- mit hoher Lebensdauer und Reparaturfreundlichkeit

für deren Herstellung geringst möglicher Wasser- und Energieverbrauch nötig ist, die wenig Kraftstoff verbrauchen, für deren Verteilung geringst mögliche Transportkosten anfallen.

Mit anderen Worten, für jedes Produkt brauchen wir einen ökologischen Fußabdruck. Und wir brauchen regionale Energie- und Stoffkreisläufe, die zu regionalen Wertschöpfungsketten führen. Instrumente, wie die Ökosteuer, können dabei hilfreich sein.

In den Natur-, Umwelt- und Technikwissenschaften sowie der Medizin muss noch ausgeprägter das Prinzip gelten: von der Natur lernen. Naturstoffe und Naturprozesse können und müssen wir nutzen. Das ist besser, als Natur zu manipulieren, wie z.B. bei der grünen Gentechnik. Wichtig ist Forschung, um Eingriffe in die Natur möglichst klein zu halten bzw. ganz zu vermeiden und die Biodiversität zu erhalten. Es geht um Artenschutz, Biotopschutz, Prozessschutz.

Im Einzelnen brauchen wir eine bessere wissenschaftliche Basis für den:

- Tierschutz,
- Gewässerschutz,
- Moorschutz,
- Bodenschutz,
- Klimaschutz – einschließlich des Ausstiegs aus der Verbrennung von fossilen Energiequellen.

Aber auch die Technikfolgenabschätzung, sowie die Erforschung der Folgen des Klimawandels und die Bestimmung der daraus abzuleitenden Maßnahmen für den:

- Gesundheitsschutz,
  - Immissionsschutz,
  - Hochwasserschutz
- gewinnen an Stellenwert.

Bei den Abfällen unserer Wohlstandsgesellschaft geht es längst nicht mehr um einfache Beseitigung. Die Abfälle sind heute wichtige Rohstoffe, die energetisch und stofflich verwertet und wieder aufbereitet werden müssen. Auch dafür brauchen wir mehr Forschungskapazitäten.

## WELCHE ROLLE SPIELT DIE WISSENSCHAFTSPOLITIK BEI DER ÖKOLOGISIERUNG DER WISSENSCHAFT?

Politik und Wissenschaft sollten einander bedingen und befruchten. D.h., ein ständiger Dialog zwischen Politik und Wissenschaftlern ist erforderlich. So habe ich es gehalten, habe wissenschaftliche Umwelt- und Nachhaltigkeitsbeiräte eingerichtet, die interdisziplinär zusammengesetzt waren.

Aus diesem Dialog heraus formuliert die Politik dann die Anforderungen an die Wissenschaft, trifft Richtungsentscheidungen und legt die Instrumente fest, die helfen sollen, die Empfehlungen der Wissenschaft in der Politik umzusetzen – wie z.B. Förderkriterien und -schwerpunkte, und die zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel entsprechend einzusetzen.

Nicht zuletzt kann die Politik bei der Verbreitung – dem Marketing – ökologisch orientierter wissenschaftlicher Leistungen Unterstützung geben.

Sucht man in der Geschichte nach Spuren nachhaltiger Entwicklung in Mecklenburg-Vorpommern, stößt man auf Persönlichkeiten, die trotz unterschiedlicher Herkunft und beruflichen Stellung den Gedanken einer ganzheitlichen Betrachtungsweise gemeinsam hatten. Zu nennen sind Johann Heinrich von Thünen, Ernst Alban, Otto Lilienthal, Friedrich Carl Witte.

Einer Auffassung waren die Herren:

- Bei der Rolle der Bildung:  
Lebenslanges Lernen,  
Grundvoraussetzung für Etablierung neuer Techniken,  
Grundlage für funktionierendes Gemeinwesen,  
Schutz vor Armut und Verelendung,  
Nötig für Gleichberechtigung und Chancengleichheit,  
Nötig für Verständnis der Zusammenhänge in der Natur.
- Sie alle traten ein für ein stabiles Gemeinwesen, da ansonsten die eigene Individualität nur eingeschränkt verwirklicht werden kann.
- Sie besaßen Selbstvertrauen und erkannten auch eine persönliche Verantwortung für umweltbewusstes Handeln.
- Sie einte die Bereitschaft von althergebrachtem Denken und Handeln abzuweichen und Veränderungen anzunehmen.

**Entscheidend ist aber, dass auch sie der Meinung waren, dass eine nachhaltige Entwicklung von der ganzen Gesellschaft getragen werden muss. Das gilt noch heute. Deshalb ist die Einbeziehung breiter Bevölkerungskreise von nicht zu überschätzender Bedeutung. Sie müssen mitreden, mittun und mitnutzen können. Dann akzeptieren sie einen nachhaltigen Entwicklungsweg, der auch einmal den Verzicht auf ein Projekt bedeutet, wenn es mit der Natur und Umwelt nicht in Einklang gebracht werden kann.**

**HENDRIK LANGE, MDL**

## **Hochschulpolitische Standpunkte der LINKEN in Sachsen-Anhalt<sup>1</sup>**

DIE LINKE in Sachsen-Anhalt sucht die hochschulpolitische Diskussion in einer Zeit, in der einige hochschulpolitische Ereignisse im Land ihre Schatten voraus werfen. Zum Einen beschäftigt uns in Sachsen-Anhalt die erstmalige Zwischenevaluation der Zielvereinbarungen zwischen Landesregierung und Hochschulen und damit eine erste Bewertung dieses neuartigen hochschulpolitischen Steuerungsinstruments; zum Anderen erwarten wir eine Novelle des Landeshochschulgesetzes seitens der Landesregierung, der wir eigene Konzepte entgegensetzen. Dieser Beitrag soll die wesentlichen hochschulpolitischen Standpunkte der LINKEN in Sachsen-Anhalt skizzieren.

### **BESTANDSAUFNAHME**

Erfreulicherweise finden bildungspolitische Themen in den letzten Jahren zunehmende öffentliche Aufmerksamkeit. Und im Zuge der Finanzkrise, geschnürter milliarden-schwerer Rettungspakete und Konjunkturprogramme, entwickelt sich eine neue Debatte um soziale Gerechtigkeit und die Aufgaben des Staates. Für das Bildungssystem scheint sich derzeit ein gesellschaftliches Umfeld zu entwickeln, welches auf Reformen im besten Sinne des Wortes drängt, welches eine Unterfinanzierung konstatiert und als Problem erkennt. Ein ähnliches Klima lässt sich für Wissenschaft und Innovation als wesentliche Entwicklungsmotoren für unsere Gesellschaft feststellen.

DIE LINKE sieht Bildung, Wissenschaft und Innovation als Zukunftsanker für eine selbsttragende Entwicklung in Sachsen-Anhalt. Eine positive wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland und besonders in den Ostbundesländern hängt von innovativen Unternehmen im Hochtechnologiebereich ab. Entsprechend ist der Bedarf an hochqualifi-

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag auf der Tagung des Rohrbacher Kreises am 25./26. April 2008 sowie auf einem Referat auf der hochschulpolitischen Konferenz »Innovationscenter Hochschule – zwischen Autonomie und Finanznot?« der Landtagsfraktion der LINKEN Sachsen-Anhalt und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen-Anhalt am 8. November 2008.

zierten Fachkräften, besonders in den sogenannten MINT-Fächern<sup>2</sup>, groß. Gleiches gilt natürlich auch für andere Fächer. So steigt – mit Blick auf eine zukunftsorientierte gesellschaftliche Gesamtentwicklung – der Bedarf an Fachkräften für administrative Aufgaben in Wirtschaft und Verwaltung ebenso wie für die Fortentwicklung des Bildungssystems. Stichworte sind hier der drohende Lehrermangel oder die angestrebte Hochschulausbildung von ErzieherInnen.

Hochschulen und andere Wissenschaftseinrichtungen sollen nach Auffassung der LINKEN Zentren umfassender gesellschaftlicher Innovation sein. Sie tragen hohe Verantwortung, den geistigen, kulturellen und materiellen Reichtum der Gesellschaft zu bewahren und zu mehren sowie die Lebensgrundlagen der menschlichen Zivilisation zu erhalten. Sie sind Hort der Bildung und Wissenschaft und tragen so zur Qualifikation und Persönlichkeitsentwicklung der Menschen und zur Weiterentwicklung der Gesellschaft bei. Bildung ist für DIE LINKE ein Menschenrecht, oder wie schon Konfuzius sagte: »Wo es um Bildung geht, darf es nicht Stände geben«. Jeder Mensch, unabhängig vom sozialen Status muss die gleichen Chancen und Möglichkeiten haben, an Bildung zu partizipieren. Es geht um die soziale Öffnung der Hochschulen. Zudem setzt die Entwicklung der Gesellschaft hin zu einer wissensbasierten Ökonomie einen hohen Anteil an hochqualifizierten Menschen voraus.

Deutschland und besonders Sachsen-Anhalt haben mit Blick auf OECD Studien hier großen Nachholbedarf. Mit einer Studienanfängerquote zwischen 26 und 32 Prozent in den letzten Jahren liegt Sachsen-Anhalt weit hinter dem deutschen Durchschnitt (36 %) und hinter dem OECD-Durchschnitt von 54 Prozent zurück. Um hier aufzuholen, das besagen alle Studien, muss deutschlandweit das gesellschaftliche Potential gehoben werden. Während von 100 Akademikerkindern 86 eine Hochschulzugangsberechtigung erhalten, sind es bei Arbeiterkindern lediglich 23. Der Übertritt zu den Hochschulen fällt entsprechend niedriger aus. Das ist an sich schon ein gesellschaftlicher Skandal. Es besteht hier großer Handlungsbedarf auf allen Bildungsebenen, um der Ausgrenzung und dem zu erwartenden Fachkräftemangel entgegenzuwirken.

---

<sup>2</sup> MINT steht für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik.

## HOCHSCHULFINANZIERUNG

Bildung und Wissenschaft müssen, auch und gerade bei einem demographischen Wandel, wie er in Sachsen-Anhalt und anderen ostdeutschen Bundesländern festzustellen ist, Priorität in den Haushalten haben. Auch unter der Haushaltsknappheit, die sich mit dem Auslaufen der Solidarpaktmittel verschärfen wird, muss hier ein Schwerpunkt im Landeshaushalt gelegt werden. Seit Jahren konstatieren die Landesrektorenkonferenz, Gewerkschaften und Studierendenorganisationen eine massive Unterfinanzierung der Hochschulen. Entscheidungen der letzten Jahrzehnte, Hochschulen mit einer permanenten Überlast zu fahren, wurden nie zurück genommen. Im Gegenteil – sie wurde verschärft. Während die außeruniversitären Einrichtungen durch die Co-Finanzierung von Bund und Land vergleichsweise gut ausgestattet sind, wurde die Hochschullandschaft seit Ende der 1990er Jahre permanenten Finanzkürzungen und einem damit einhergehenden Stellenabbau unterzogen. Hinzu kommt der Versuch, die Forschung an den Hochschulen im Wesentlichen durch Drittmittel finanzieren zu lassen.

Die Folge daraus ist oftmals die Einschränkung der Freiheit von Forschung und kritischer Wissenschaft auf Grund der systemimmanenten Anpassung von Forschungsprojekten an die Kriterien der Drittmittelgeber. Zudem ist die Drittmitteleinnahme innerhalb der Hochschulen sehr unterschiedlich. Die Geisteswissenschaften können weniger akquirieren als die Naturwissenschaftler; »Die Situation macht mich wütend: Es geht nur noch um Geld und «Corporate Identity». Diese Mentalität macht die Universität kaputt.« Das sagt der Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri aus der Schweiz, der an der FU Berlin eine Professur inne hatte. Aus dem Auftrag »Forschung und Lehre« sei der Auftrag »Selbstdarstellung und Geldbeschaffung« geworden.<sup>3</sup> Die permanente Erwartung, dass Professoren Drittmittel für die Forschung akquirieren hält er, zumindest in den Geisteswissenschaften, für glatten Unfug. Aber auch Naturwissenschaftler, die sich mit Randthemen der Grundlagenforschung beschäftigen oder gerade nicht in den »In«-Feldern (z.B. Gentechnologie oder Nanoforschung) forschen, ziehen nicht so viele Drittmittel an Land. Diese Selektivität ist durchaus politisch gewollt. Ähnlich verhält es sich mit den derzeit wie Pilze aus dem Boden sprießenden Exzellenzinitiativen. Als Sahnehäubchen sind diese sicherlich sinnvoll. Die Situation ist aber derweil so, dass die institutionelle Förderung der Hochschulen abgebaut wird und ein kleiner Anteil in die Exzellenzinitiativen gesteckt wird. Andere Bereiche an den Hochschulen haben somit

---

<sup>3</sup> FAZ, 23. Mai 2007.



wenige Entfaltungsmöglichkeiten, und die Folge der Kürzungen war bislang ein Stellenkannibalismus in den Hochschulen.

Zudem zeigt die Vergabe der Bundesexzellenzmittel, dass es, bei allem Lobbyismus, gemessen an den westlichen Bundesländern durchaus an kritischer Masse in Sachsen-Anhalts Forschungslandschaft fehlt. Eine Ursache dafür ist auch die kaum vorhandene Industrieforschung und somit ein fehlendes Kooperationspotential. Umso wichtiger ist eine staatlich finanzierte Hochschul- und Wissenschaftslandschaft für eine selbsttragende und eigenständige Perspektive des Landes.

In Sachsen-Anhalt drückt sich das Festschreiben der Überlast in der mittelfristigen Finanzplanung darin aus, dass der Finanzminister bei einer Hochschulstrukturplanung von 33000 Studienplätzen dauerhaft 51000 Studierende an den Hochschulen sehen will. Eine Zahl die einem Höhepunkt der Studierendenzahlen im Jahr 2005 entspricht. Er vergisst dabei, dass ab dem Jahr 2006 massive Budgetkürzungen von insgesamt 10 Prozent den Hochschulen zugemutet und somit die Kapazitäten, übrigens mit Blick auf die demografische Entwicklung, abgebaut wurden. DIE LINKE hält eine Zielzahl von 51000 Studierenden in Sachsen-Anhalt für sinnvoll. Jedoch müssen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass die wissenschaftliche Weiterentwicklung der Hochschulen und die neuen Kapazitätsanforderungen durch das Bachelor-Master-System bei der Kapazitätsberechnung berücksichtigt werden und ein Studium in hoher Qualität ermöglicht wird.

Glaubte man anfangs, Kapazitätsanforderungen der fünfjährigen Diplomstudiengänge linear auf drei Jahre herunter brechen zu können, ist heute jedem klar, dass erfolgreiche Bachelor-Master-Studiengänge einschließlich geforderter allgemeiner Schlüsselqualifikationen betreuungsintensiver sind. Konservative Berechnungen des Wissenschaftsrates unter den Augen der Finanz- und Kultusminister gehen davon aus, dass allein für einen angemessene Qualitätsentwicklung der Lehre jährlich 1,1 Mrd. Euro mehr an den deutschen Hochschulen nötig sind. Die Hochschulrektorenkonferenz rechnet sogar mit 2,3 Mrd. Euro an jährlichem Mehrbedarf bis 2020.

Diese Zahlen berücksichtigen lediglich die Verbesserung der Lehre. Für die quantitative Erweiterung, die die deutschlandweit steigenden Studierendenzahlen berücksichtigt, und eine Ausweitung der Forschungsaktivitäten, die mit der konstatierten gesellschaftlichen Entwicklung nötig ist, sind weit höhere Summen notwendig. Wichtig ist, dass diese drei Bereiche in den Haushaltsdebatten nicht gegeneinander ausgespielt werden.

DIE LINKE in Sachsen-Anhalt fordert seit Jahren, die institutionelle Förderung der Hochschulen im Land um 30 Mio. Euro aufzustocken und hat während der Haushaltsverhandlungen entsprechend ihrer Prioritätensetzung Vorschläge zur Gegenfinanzierung gemacht. Aber sicherlich wird Sachsen-Anhalt in Zukunft die notwendigen Ressourcen auch bei erheblichen Anstrengungen unter den derzeitigen haushalterischen Voraussetzungen allein nicht aufbringen können. Die Bildungsfinanzierung in Deutschland muss daher als gesamtstaatliche Aufgabe gesehen werden. In Ansätzen kann der Hochschulpakt als Vorbild dienen. Perspektivisch ist jedoch das Kooperationsverbot nach der Föderalismusreform völlig kontraproduktiv, wenn die Aufgaben gestemmt werden sollen. Ein nationaler Bildungspakt und ein Bildungsfinanzausgleich sind nötig, wobei DIE LINKE in Sachsen-Anhalt weiter davon ausgeht, dass die Hoheit in Bildungs- und Hochschulpolitik bei den Ländern verbleibt. Für uns ist ein Modell vorstellbar, das zum einen das Geld anteilig auf die Bundesländer verteilt, dazu aber spezifisch – nach dem Motto das Geld folgt den Studierenden – die Bildungsanstrengungen berücksichtigt und somit das Interesse an der Ausbildung junger Menschen stimuliert. Bildungspakt und Bildungsfinanzausgleich unter Beteiligung des Bundes sorgen dafür, dass Bildungsfinanzierung nicht zum Nachteil für ein Bundesland wird, und können somit der derzeitigen Entwicklung des Wettbewerbsföderalismus auf Kosten anderer Bundesländer entgegenwirken.

## HOCHSCHULAUTONOMIE, HOCHSCHULDEMOKRATIE, INNERE REFORM

DIE LINKE bekennt sich zu einer staatsfernen, aber öffentlich getragenen Wissenschaft. Freiheit von Forschung und Lehre unabhängig von Partikularinteressen und in hoher Verantwortung gegenüber der Gesellschaft lassen sich ohne staatliche Detailsteuerung in autonomen Hochschulen organisieren. So ist fraglich, ob konkrete Stellenpläne für autonome Hochschulen noch zeitgemäß sind. Weiterhin tritt DIE LINKE dafür ein, das Berufungsrecht den Hochschulen zuzuschreiben. Langfristige Planungssicherheit durch festgeschriebene Budgets und die vertragliche Vereinbarung von Zielen sind als Instrumente der Hochschulsteuerung weiterzuentwickeln.

Kooperation statt Top-Down-Entscheidungen muss dabei das Motto sein. Das gilt sowohl für das Verhältnis zwischen Staat und Hochschule als auch in der Hochschule selbst. Wissenschaft lebt vom Diskurs, vom kritischen Meinungsstreit aller an ihr Beteiligten. Politische Rahmenbedingungen, Traditionen und in der deutschen Wissenschafts-

organisation selbst verhaftete Probleme haben hingegen autoritäre Strukturen konserviert, die dem Anspruch einer demokratischen, diskursiv geprägten Wissenschaft allzu oft zuwider laufen. Bis zur eigenen Habilitation besteht eine erhebliche Abhängigkeit von Professorinnen und Professoren. Nie überwundene autoritäre Hochschulstrukturen erhalten in unseren Tagen neue Impulse aus dem Streben, Managementsysteme, die in der Wirtschaft vermeintlich erfolgreich seien, auch an Hochschulen einzuführen, damit sie im internationalen Wettbewerb flexibel und erfolgreich agieren können. Rektorate und Dekane werden mit weitreichenden Rechten und Befugnissen ausgestattet. Die für die Hochschulen und ihre wissenschaftliche Profilierung entscheidenden Zielvereinbarungen mit dem Land bedürfen lediglich noch der Erörterung mit den demokratischen Hochschulorganen. Solche Verfahren bergen die Gefahr erheblicher Fehlentwicklungen. Das Versagen der Manager, das zur derzeitigen Wirtschaftskrise geführt hat, ist ein zusätzliches Argument gegen den eingeschlagenen Weg.

Oft wird nun erklärt, dass einer Phase der Marktradikalität jetzt eine Phase des Staates folgen wird. Eine solche Phase muss dann auch eine Phase der Demokratie sein. Dies gilt auch für die dem Staat zugeordneten Einrichtungen. Dem Modell der marktorientierten aber autoritären Managementhochschule will DIE LINKE ein Modell der Mitbestimmung aller an Wissenschaft beteiligten Gruppen entgegensetzen. Hochschulautonomie und innere Demokratisierung sind für uns zwei Seiten ein und derselben Medaille. Grundsätzliche Entscheidungen, die die Entwicklung und Profilbildung der Hochschule betreffen, sowie alle Entscheidungen, die nicht dem Kernbereich der verfassungsrechtlich geschützten Freiheit und Kernkompetenz von Forschung und Lehre zufallen, müssen demokratisch gewählten und paritätisch besetzten Hochschulorganen vorbehalten bleiben.

Studierende sollen als Teil der Wissenschaft wahrgenommen werden. Projektorientiertes Lernen durch Forschung kann die Einheit von Forschung und Lehre vollziehen. Das bedeutet auch eine Ablehnung reiner Lehrprofessuren. Dennoch sollen die Träger der Lehre durch Hochschuldidaktik weiterqualifiziert werden, damit die Hochschulen in der Lehre eine höhere Qualität zu erreichen und das Studium studierbarer gestaltet wird. Studium soll an demokratischen Bildungsidealen und Erwartungen der Gesellschaft gemessen werden. Akademische Bildung soll allen zugänglich sein. Weder finanzielle Hürden noch ein Gewirr von Eignungskriterien sollen Bürgerinnen und Bürger davon abhalten, an höchster Bildung teilzuhaben. Deshalb sollen vielfältige Wege zur Hochschule eröffnet werden. Auch eine anspruchsvolle, erfolgreich abgeschlossene berufliche Ausbildung soll grundsätzlich zur Hochschulzugangsberechtigung führen.

Allen, die eine Zugangsberechtigung erworben haben, müssen die Hochschulen offen stehen. Zusätzliche Aufnahmekriterien sollen im Hochschulgesetz gestrichen, Studiengebühren untersagt werden. Das gilt auch beim Übergang vom Bachelor zum Master. Die Freiheit der Wahl des Studiums, der Studieninhalte und der Studienorganisation ist ein hohes Gut. Ein Studium muss die Freiheit und die Zeit bieten, über den Tellerrand des eigenen Faches hinauszuschauen und sich in der Gesellschaft engagieren zu können.

Aber nicht nur der Zugang zu akademischer Bildung stellt oftmals eine anachronistische Hürde dar. Auch der weitere Weg in den Beruf als Wissenschaftler ist schwierig. Glücklicherweise ist derjenige, der eine halbe oder gar eine ganze Qualifikationsstelle zur Promotion erwirbt und somit renten-, kranken- und arbeitslosenversichert ist. Die Realität vieler hochqualifizierter Nachwuchskräfte, die sich für eine Promotion entscheiden, ist ein Stipendium, welches oftmals ein Leben in prekären Verhältnissen vorprogrammiert und für viele, die sich auf Wissenschaft konzentrieren wollen, einen Nebenjob notwendig macht. Für DIE LINKE ist die Promotion nicht die dritte Ausbildungsphase sondern knallharte Arbeit in der Wissenschaft, die auch entsprechend entlohnt werden muss.

Der Karriereweg muss nicht immer auf eine Professur hinauslaufen. Gut abgesicherter und in seiner eigenständigen Forschungstätigkeit gestärkter, dauerhaft beschäftigter wissenschaftlicher Mittelbau kann für viele ein attraktives Arbeitsumfeld bieten und die Hochschulen in Lehre und Forschung bereichern. Nachzudenken ist über ein Überwinden des Lehrstuhlprinzips durch Zuordnung der Wissenschaftlerstellen zum Fachbereich bzw. zum Institut und nicht, wie bisher, zu einem Lehrstuhl. Die Habilitation als Qualifikationsweg ist für DIE LINKE ein veraltetes Modell. Wir sprechen uns klar für eigenständig forschende und lehrende JuniorprofessorInnen aus.

Bei der Betrachtung der Karriere bereiten uns jüngste Zahlen immer noch Sorgen. Beginnen oftmals noch mehr Frauen als Männer ein Studium, reduziert sich ihr Anteil in den weiteren Berufsetappen deutlich. (ca. 40% bei den Promotionen, ca. 20% bei den Habilitationen und eine Professur erreichen nur 16 %, in den MINT-Fächern 10%). Homosozialer Kooptation einer männlich dominierten Professorenwelt sowie einer Wissenschaftslandschaft, in welcher Familien nur eine untergeordnete Rolle spielen, muss die Förderung der Frauen, beispielsweise durch paritätische Gremienbesetzung und familienfördernde Arbeitsorganisation, entgegengesetzt werden. Chancengleichheit, die Bereicherung der Wissenschaftslandschaft und ein Entgegenwirken des Fachkräftemangels sind der Lohn für diese Anstrengungen.

Mehr und mehr sind Wissenschaft und Forschung mit der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft verbunden. Wachsende Dynamik ergreift beide Seiten und ihre Verflechtungen. DIE LINKE will dazu beitragen, dass diese Prozesse mehr und nachhaltigere Ergebnisse als bisher für eine gedeihliche und sozial gerechte Entwicklung in Sachsen-Anhalt und darüber hinaus hervorbringen. Hohe Effektivität bei der Erreichung von Forschungsleistungen, konzentrierter Einsatz der Ressourcen und Flexibilität dürfen nicht ihre eigenen Grundlagen gefährden: Freie diskursive, kritische wissenschaftliche Arbeit, solide Grundlagenforschung und einen breiten Bildungszugang für alle. Akademische Bildung muss die Balance wahren zwischen dem zutiefst demokratischen Anspruch, höchste allgemeine und spezielle Bildung allen, die danach streben zugänglich zu machen, und den Erfordernissen wie Rahmenbedingungen qualifizierter beruflicher Aus- und Weiterbildung. Der freie Bildungszugang und das Recht auf umfassende Bildungsteilhabe dürfen dabei nicht zur Disposition stehen.

Auf dem Weg in eine wissensbasierte Ökonomie sind die Hochschulen Dreh- und Angelpunkt. Sie müssen daher gut ausfinanziert sein, autonom agieren können, in ihrer Organisation demokratischen Ansprüchen entsprechen und den Zugang allen, unabhängig vom sozialen Status gewährleisten. Kooperation statt autoritäres Handeln muss die Maxime sein, wenn man Hochschulen im 21. Jahrhundert neu denken will.

*Die Positionen der Fraktion DIE LINKE im Landtag von Sachsen-Anhalt sind im Netz unter [www.hendriklange.de/positionen.htm](http://www.hendriklange.de/positionen.htm) zu finden.*

## HEIKO HILKER

### Innovative Linke

Viele der Werte, die heute mit der Linken verbunden werden, sind nicht neu. Sie sind Rückerinnerungen an untergegangene, scheinbar idyllische Zustände oder Träumereien hin zu einer gerechteren Welt. Sie scheinen schön, aber unpraktisch, da die »Mächte des Faktischen«, die Produktionsverhältnisse des Lebens, die linken Utopien und Projekte immer wieder ins Unrecht setzen.

Für Karl Marx waren die Kritik des Faktischen wie auch die sozialen Träume eine Wirkung der Produktionsverhältnisse. Deren politische Organisation verstand er als Angelegenheit der menschlichen Produktivkräfte. Für ihn war die Zukunft nicht in den »Falten des Herzens« (Ernst Bloch), sondern in der Hand der in der modernsten Produktion Arbeitenden erkennbar.

Es waren die Katastrophen der Kriege, die in einem Teil der Welt Kommunisten an die Macht brachten. Sie hatten einen Optimismus, mit ihrem Willen die Welt zu verändern. Konflikte und Schwierigkeiten wurden mit Propaganda überdeckt. Ideologie sollte helfen, überkommene und selbst produzierte Fehler in Wirtschaft und Wissenschaft zu verdecken. So wurde dieser Ansatz linken Denkens und Handelns weitestgehend verschüttet.

Als die Produktion des realen Sozialismus zusammenbrach, als sich der zur Legitimations-Philosophie zurecht gestutzte Marxismus diskreditierte, sahen sich die meisten der übrigen Linken auf einen ethischen Sozialismus zurück geworfen, auf eine zeitlose Werte-Gemeinschaft, eine sich verflüchtigende Hoffnung auf das ewige Gute im Menschen... Wäre es nicht Zeit, da anzuknüpfen, wo einst unsere Stärke war: an der Analyse der Wirklichkeit und an einer Programmatik, die die soziale gesellschaftliche Zukunft aus ihrer entstandenen und sich entwickelnden Produktion erklärt. Nach wie vor produziert der moderne Kapitalismus die Alternative »Barbarei oder Sozialismus«. Deshalb kommt es darauf an, diese Prozesse zu verstehen, politisch zu lenken und dem bereits entstehenden Neuen in neue soziale Formen zu verhelfen. Dazu brauchen wir eine neue, sich erneuernde und dem Neuen verbundene, eine Innovative Linke.

## TECHNISCHE UND SOZIALE INNOVATIONEN.

Das Leben der Menschen wird immer stärker durch technologische Innovationen bestimmt. Doch diese sind in der traditionellen neoliberalen Politik dem Selbstlauf des Marktes und dem Gutdünken der Unternehmen überlassen. Technologische Innovationen von heute gestalten die Arbeits- und Lebenswelt von morgen. Sie legen die Randbedingungen für die Arbeitsgesellschaft fest. Da gibt es Spielräume, wenn man diese Entwicklungen rechtzeitig vorhersieht. Dann kann man Vorgaben entwickeln, einen Rahmen vorgeben, auch Einschränkungen vornehmen. Einen Fluss kann man am besten an der Quelle umleiten – später braucht man große teure Dämme.

Doch neue Technologien werden von der LINKEN in der Regel erst diskutiert, wenn Tatsachen geschaffen sind. Deshalb wird von links im Regelfall meist nur nach (nachträglicher) Begrenzung gerufen. Das führt in der Öffentlichkeit nebenbei dazu, dass Konservative oftmals eher als fortschrittlich, Linke als technikfeindlich und rückständig wahrgenommen werden. Dabei müsste es eigentlich umgekehrt sein: Wir müssten ein »Forum fürs Nachdenken über Technologien von morgen« vorantreiben. Es ist schon unsere Stärke, auf Gefahren hinzuweisen. Doch die Kritik verbleibt meist an der Oberfläche. Wir müssen Innovationen dahingehend bewerten, welche Auswirkungen sie auf die Gesellschaft und auf die Umwelt haben. Wir müssen darstellen können, wie nachhaltig sie sind. Es kommt darauf an, rechtzeitig Vorschläge zu machen, wie Probleme gelöst werden können. Entwicklungen geistig vorwegzunehmen, Gefahren und Gestaltungsspielräume deutlich zu machen, muss unsere Stärke werden.

Die Förderpolitik des Staates hat einen nicht geringen Anteil daran, wie diese Spielräume genutzt und ausgestaltet werden.

Deshalb bedarf es einer radikalen Reform staatlicher Förderpolitik, vor allem gegenüber Unternehmen. Während Unternehmen Fördermittel bekommen, auch wenn sie Millionen-gewinne erwirtschaften, müssen Hartz-IV-Empfängerinnen und Empfänger ihren Bedarf nachweisen und die finanziellen Reserven zum großen Teil aufbrauchen. Warum müssen Unternehmen aus Steuermitteln für das gefördert werden, was sie sowieso machen? Sachsen subventioniert die Wirtschaft in gleicher Größenordnung wie den Sozialbereich. So wird der Subventionswettbewerb doch nur befördert. Es muss dafür gesorgt werden, dass dieser Wettbewerb nicht nur in Sachsen, sondern auch in Deutschland und Europa ein Ende hat. Der Staat soll nur das fördern, was es sonst so nicht geben würde, aber auf Grund unserer Kriterien wünschenswert bzw. notwendig ist. Innovationen können der Effizienzsteigerung dienen. Innovationen sollen aber das Leben verbessern, nicht

nur erleichtern. Es geht also nicht nur um technische Innovationen. Wir müssen uns darüber verständigen, welche »Leitbilder des guten Lebens« wir sehen. Diese Leitbilder können Motiv wie auch Ziel von Innovation sein. Es sollten zudem Leitbilder sein, die Innovation als Prozess nicht beenden, sondern weiter ermöglichen. Damit scheidet das »Schlaraffenland« als Leitbild aus.

## INNOVATIVE LINKE.

Die LINKE bezieht Innovationen zumeist auf Technik. Der Bereich sozialer Innovationen wird ausgeblendet. (Dabei meint soziale Innovation die Gesellschaft und nicht die Sozialpolitik.) Festzustellen ist, dass die technischen Innovationen der letzten Jahrzehnte Mobilität und Flexibilität vorantreiben. Dadurch werden gleichzeitig innovative Potenziale untergraben. Ja, es scheint, es gebe rasenden Stillstand: Permanent gehetzt, können Menschen kaum noch Gedanken fassen, geschweige denn soziale Kontakte pflegen, die sie auf neue Ideen bringen. Doch im Sozialen konstatiert die LINKE im Wesentlichen den Gang der Dinge. Allerdings ruft sie hier, im Gegensatz zur Technologie, faktisch nach Beschleunigung des Mainstreams: Da sich die klassischen Familienstrukturen auflösen, glaubt man, es laufe alles auf eine totale Individualisierung hinaus, die manche mit Emanzipation verwechseln. Allerdings leiden nicht immer mehr Menschen unter Individualisierungsblockaden, sondern unter Vereinzelung und Vereinsamung. Soziale Innovation heißt, darüber nachzudenken, wie neue Formen verbindlicher Vernetzung der Individuen ermöglicht werden. Was spricht gegen Mehrgenerationenhäuser, in denen unterschiedliche Generationen miteinander zusammenleben und Aufgaben für einander übernehmen? Vor allem das Argument, dass sich so der Staat der Kosten entledigen würde? Es ist doch auch nicht alles in unserem Sinne, was die staatlichen Kosten nach oben treibt. Was spricht dagegen, wenn Beziehungsstrukturen befördert, neue, staatsunabhängige, selbst bestimmte soziale Kreisläufe entstehen? In seinen »Grundrissen der Kritik der Politischen Ökonomie« hat Karl Marx auf den Drang des Kapitals verwiesen, sich auch die »Voraussetzungen der Zirkulation« zu assimilieren. Es verwandelt sie in »kapitalisierende Produktion oder Produktion von Kapital«. Dies nennt Marx »eine propagandistische (zivilisierende) Tendenz« des Kapitals (MEW 42, S. 448) Die Übernahme von bisherigen Staatsaufgaben, die traditionell außerhalb der Kapitalverwertung liegen, aber schon immer eine gesellschaftliche Bedingung der kapitalistischen Produktion waren, durch das Kapital selbst, geschieht in dem



Maße, in dem das Produktivkräftelevel auch hier eine angemessene Verwertung zulässt. Wo diese Entstaatlichung der Fall ist, ist nach Marx »die höchste Entwicklung des Kapitals« erreicht. Die »allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses « werden dann nicht mehr« aus dem Abzug der gesellschaftlichen Revenue hergestellt ..., den Staatssteuern - wo Revenue, nicht Kapital, als labour funds erscheint und der Arbeiter, obgleich er freier Lohnarbeiter ist ... doch ökonomisch in einem anderen Verhältnis steht - sondern aus dem Kapital als Kapital. Es zeigt dies den Grad einerseits, worin das Kapital sich alle Bedingungen der gesellschaftlichen Produktion unterworfen. »Das zeigt « andererseits, wieweit der gesellschaftlich produktive Reichtum kapitalisiert ist und alle Bedürfnisse in der Form des Austauschs befriedigt werden; auch die als gesellschaftlich gesetzten Bedürfnisse des Individuums, d.h. die, die es nicht als einzelnes Individuum in der Gesellschaft, sondern gemeinschaftlich mit anderen konsumiert.« (MEW 42/438 f.) Die ganze Gesellschaft, jeder Lebensbereich, wird zur Geißel des Kapitals.

Der Staat verliert die Fähigkeit, den Individuen in allen Wechselfällen von Konjunktur und Krise wenigstens ein Mindestmaß an Stabilität, Sicherheit, Kultur, Bildung usw. zu sichern. Nicht mit dem kapitalistischen Monopol oder dem Staatsmonopolismus war die höchste und letzte Stufe des Kapitalismus erreicht. Sondern der heutige Prozess einer neoliberalen Aufgabe staatlicher Regulierungsfunktionen scheint der für die Gesellschaftlichkeit wie das Kapital höchst gefährliche Endpunkt der kapitalistischen Entwicklung zu sein. Die kapitalistische Normalität wird so zur Katastrophe. Was kann daran zivilisierend sein? Nichts, wenn man diesen Prozess mit der innerkapitalistischen Brille sieht.

Allerdings, wenn die »alte Formation« die Stufe ihrer »höchsten Entwicklung« erreicht hat, hat sie immer auch hinreichend Elemente der neuen ausgebildet. Wenn – so der optimistische Blick – die zivilisationssichernden allgemeinen Aufgaben tatsächlich dem Staat entrissen und von Einzelkapitalen selbst effektiv erfüllt werden, dann existieren erstmalig in der Geschichte die Voraussetzungen dafür, dass assoziierte Individuen auch allgemeine Aufgaben direkt unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen können. Damit wird der Staat in dieser Beziehung funktionslos. Die Aufhebung der vom Kapital wie vom Staat repräsentierten Entfremdung ist dann möglich. Letztlich kann somit gesellschaftliche Veränderung auch nicht mehr im Wesentlichen von der Eroberung des Staates abhängig und zur Voraussetzung für soziale Revolution gemacht werden. Entstaatlichung würde nicht zur Privatisierung, sondern zu Vergesellschaftung

führen. Wer unter Vergesellschaftung allerdings einfach Verstaatlichung versteht, zieht sich in der Frage der Eigentumsverhältnisse nur auf klassische Frontlinien zurück.

Wenn man dies so anerkennt, ist danach zu suchen, welche technologischen und sozialen Innovationen auf welche Art und Weise die Assoziation von Individuen befördern oder behindern. Innovationspolitik ist also nicht nur vorausschauende Forschungs- und Technologiepolitik, sondern auch zugleich Arbeitsmarkt-, Umwelt-, Sozial- und Gesundheitspolitik usw. Festzuhalten bleibt:

- dass wir erstens die Gesellschaft nur mit sehr guten Ideen unseren Werten entsprechend gestalten können, dass wir also Innovationen brauchen, um unsere Ziele verwirklichen zu können, und
- dass zweitens auch gesellschaftlich wahrgenommen wird, dass man nur mit sehr guten Lösungen einen Weg aus der gegenwärtigen gesellschaftlichen Misere findet.

Diese sehr guten Lösungen stehen noch aus. Und so versuchen sehr viele Politiker und Politikerinnen ihre »schlechten Lösungsvorschläge« als blendende Idee zu vermarkten. Deshalb müssen wir die besseren Ideen entwickeln bzw. deren Umsetzung befördern. Wir müssen die gesellschaftliche Kraft sein und repräsentieren, die die besseren Ideen hat und fördert. »Bessere Ideen« sind für uns dabei immer die, die erstens besser funktionieren als die der anderen und zweitens sozial gerecht und emanzipatorisch und die drittens nachhaltig sind.

## LOBBYISMUS ODER INTERESSENAUSGLEICH.

Es gibt ein unterschiedliches Selbstverständnis darüber, was Politikerinnen und Politiker sein sollen. Die einen sehen sich als Lobbyisten einzelner Gruppen. Wieso müssen sich Politikerinnen und Politiker mit der Sache einzelner Gruppierungen gemein machen? Wohl, um ihren Wähleranteil zu steigern. Festzustellen ist jedoch, dass weder die Arbeitslosen, noch die prekär Beschäftigten, auch nicht die Seniorinnen und Senioren oder die Ostdeutschen mehrheitlich die LINKE wählen. Was ist, wenn man dann doch gewählt wird und diese Interessen nicht umsetzen kann? Geht es nicht vielmehr darum, für einen Interessenausgleich in der Gesellschaft zu sorgen? Eine der wesentlichen und neuen Kompetenzen einer Innovativen Linken könnte der öffentlich gestaltete sowie in Kriterien und Werten nachvollziehbare Interessenausgleich sein. Da ginge es darum, deutlich zu machen, wer aus welchen Interessen heraus welche Ziele verfolgt. Und es ginge darum darzustellen, aus welcher politischen Abwägung und aufgrund welcher po-

litischen Werte man zu seinem eigenen Vorschlag, zu seiner eigenen Entscheidung kommt. Indem wir öffentlich die Interessen deutlich machen, sind wir Aufklärer. Indem wir die Grundlagen unserer Entscheidung offen darlegen und diese Entscheidung auf wiederkehrenden Prinzipien beruht, sind wir klar erkennbar. So sind wir politisch hinterfragbar und bleiben politisch berechenbar. Wir sind de facto unbestechlich und so auch glaubwürdig. Kurz: Für uns sollte es kein Interesse Einzelner oder einzelner Gruppen geben, das wir über das der gesamten Gesellschaft stellen. Dieser Ansatz kann für uns und andere auf Dauer von Gewinn sein.

Wir stehen nicht täglich vor einer politischen Wegscheide. Es geht doch nicht tagtäglich um eine Richtungsentscheidung, um rechts oder links. Es geht zumeist darum, den Interessenausgleich in der Gesellschaft so zu organisieren, dass möglichst viele davon einen Gewinn haben. Und gerade darin könnte eine LINKE Anerkennung und Glaubwürdigkeit sammeln. Wenn jährlich 5.000 sächsische Schülerinnen und Schüler diese Schule ohne Abschluss verlassen, dann sind dies in 10 Jahren 50.000 Jugendliche. Die kosten in 20 Jahren die Steuerzahler 500 Mio. Euro – egal aus welcher Kasse. Und genauso müssen wir darauf aufmerksam machen, dass es keinen Facharbeitermangel in Sachsen – es ist von 25.000 die Rede – geben müsste, wenn die Landesregierung mit ihrer Lobbypolitik diese jungen Leute nicht einfach in den letzten Jahren abgeschrieben hätte. Wenn sich in 10 Jahren die Zahl der Jugendlichen im Knast verdoppelt, während sich die Zahl der Streetworker halbiert, dann gibt es da einen Zusammenhang. Und dann sollten wir nicht nur darauf hinweisen, dass ein Knastplatz teurer sondern auch viel weniger nachhaltig ist als ein Sozialarbeiter. Wir wissen, dass wir nicht alle Probleme mit sozialer Arbeit lösen werden, doch es gibt keinen Grund dafür, dass es ganze Landstriche ohne Streetworkerinnen und Streetworker gibt. Wenn wir die besseren Konzepte entwickeln wollen, um die Gegenwart und Zukunft zu gestalten, dann nicht als der verlängerte Arm von Institutionen oder Lobbyverbänden. Und auch nicht als der verlängerte Arm von – wenn auch noch so ehrenwerten - außerparlamentarischen Gruppen. Nein, linke Politikerinnen und Politiker müssen Partnerinnen und Partner sein: mit eigenen, originären Ideen. Mit Ideen, die in der Zukunft tragfähig sind. Mit Ideen, die besser als die der anderen funktionieren. Und mit Ideen, die sozial gerechter sind, Emanzipation befördern und eine nachhaltige Entwicklung ermöglichen.

## OPPOSITION UND GESTALTUNG

Manche sagen, die Politik stelle nicht die Wahrheitsfrage, sondern die Machtfrage. Deshalb müsse alles darauf ausgerichtet sein, an die Macht zu kommen. Denn wenn man in der Regierung sitzt, könne man gestalten. Wenn man an der Regierung ist, kann man aber auch einiges falsch machen. Kaum einer kann einen mehr daran hindern. Aus der Opposition heraus lässt sich nur das umsetzen, von dem eine Mehrheit überzeugt wurde. Und dies ist selten unvernünftig.

Abgesehen davon, dass an der Macht zu sein noch lange nicht heißt, auch Macht zu haben: Wenn es um einen grundlegenden Wandel, um eine grundlegende Reform der Gesellschaft geht, bedarf es der Unterstützung von außen, aus der Gesellschaft. Es bedarf immer auch eines gesellschaftlichen Drucks für die Veränderungen, die wir wollen.

Die neuen Technologien befördern die Möglichkeiten, aus der Opposition heraus gestaltend zu werden. Erinnert sei hier an die Fördermitteldatenbank der sächsischen PDS-Landtagsfraktion. Mit der eigenen Datenbank haben wir gezeigt, dass es anders geht. Wir haben Standards für die Datenbank der Regierung gesetzt, die dann mit ihrer eigene Variante nachziehen musste. Dadurch wurde die Förderpolitik in Sachsen »öffentlicher«. Auch die Bürgerhaushalte haben solche Gestaltungsmöglichkeiten. Klar ist, nicht jedes Thema lässt sich so gestalten, dass man durch eine eigene und geeignete Praxis Tatsachen schaffen und so auch in absehbarer Zeit Veränderungen in der Regierungspraxis durchsetzen kann. Doch eine LINKE muss den Anspruch haben, nach Wegen zu suchen und diese auch zu finden, die eigenen Vorstellungen in die Praxis zu überführen. Zu oft reicht uns noch eine Presseerklärung oder eine Kleine Anfrage, ein Antrag aus. Wenn es uns um Transformation geht, ist es wichtig, die ersten praktikablen Schritte innerhalb des Systems auch deutlich, begreifbar, anschaulich zu machen.

Alexa, das Landesentwicklungskonzept der sächsischen Landtagsfraktion, hat gestaltenden Anspruch – in Theorie und Praxis. Ausgehend von einer Analyse wurde ein Leitbild für das Land entwickelt. Und es wurden Projekte aufgezeigt, die Schritte hin zu diesem Leitbild waren. Leider sind wir an der Schwelle vor der praktischen Umsetzung stehen geblieben. Dabei gibt es in Alexa genügend Ansatzpunkte: Eine Gesellschaft, die über dauerhaft einsetzbare, verschleißarme, energiesparende und für verschiedene Zwecke verwendbare Produkte und Produktionsmittel verfügt, könnte auch dann noch gut funktionieren, wenn sich die Zahl der Menschen im erwerbsfähigen Alter deutlich verringert. Eine alternative »Agenda« sollte den Abschied vom Öl und eine technologi-

sche Revolution fordern, die sich am Primat der Nachhaltigkeit orientiert. Die öffentlichen Investitionen sollten mit gutem Beispiel vorangehen und auf unsinnige Projekte verzichten. Da hätten wir mit unseren Bürgermeisterinnen und Bürgermeistern, mit unseren Unternehmerinnen und Unternehmern an konkreten Beispielen die Grenzen, die Politik und Verwaltung setzen, aufzeigen können. Und genau diese Grenzen hätten wiederum zum Gegenstand der parlamentarischen Debatte und öffentlichen Diskussion gemacht werden müssen. In Alexa wurden auch die Probleme bei der ärztlichen Versorgung in strukturschwachen Regionen angesprochen, die durch die Pensionierung von Ärztinnen und Ärzten noch verstärkt wird. Damals kam die Idee der »Gemeindegeschwester Agnes« auf. In Mecklenburg-Vorpommern gibt es das erste Modellprogramm dazu. Andere Bundesländer, wie Thüringen und Sachsen-Anhalt ziehen jetzt nach. Immer wieder wird über die Höhe der sozialen Absicherung gestritten. Natürlich ist im Hier und Heute, die Höhe der Zahlungen entscheidend. Doch zu fragen ist doch auch, wie sich der Grundbedarf zusammensetzt, wofür die Haushaltseinkommen ausgegeben werden müssen. Vergessen werden so oftmals: hohe Mieten wegen spekulativer Bodenpreise, hohe Energiekosten aufgrund von Oligopolen, hohe Abwassergebühren aufgrund überdimensionierter Abwasseranlagen ... und dies zumeist über Banken mit Zins und Zinseszins finanziert. Wie viel mehr hätten die Menschen in der Tasche, für anderes zur Verfügung, wenn sie nicht den Monopolen und Oligopolen ausgeliefert wären? Ja, zu fragen ist doch, welche Möglichkeiten es gibt, sich dem bestehenden Verwertungssystem zu entziehen, eigene Kreisläufe zu schaffen, um selbstbestimmt daraus mehr machen zu können.

## SELBSTDARSTELLUNG UND VERMITTLUNG

Die Medienarbeit der LINKEN erschöpft sich zumeist im Herkömmlichen: Presseerklärungen, Interviews, Hintergrundgespräche. Die erweiterten Möglichkeiten der neuen Medien werden kaum genutzt, neue Formate politischer Vermittlung werden nicht entwickelt. Man findet eine Zeitung im Internet, wobei die LINKE zumeist schon an dem Füllen der eigenen Rubriken scheitert. Man bietet ein Abbild, doch man befördert keine Kommunikation, stößt nur selten diskursive Prozesse an. Kurzweilige Formate wie ehrensenf ([www.ehrensensf.de](http://www.ehrensensf.de)), Filme a la South Park, aufklärerische Spots sind nicht zu finden. Und dies, obwohl es in den letzten Jahren genügend gute Beispiele gab. Auch die mediale Begleitung eigener Kampagnen über die neuen Medien findet nur selten

medienadäquat statt. Die Chancen der neuen Medien, Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zu gewinnen, werden meist verschenkt, weil man sie zumeist nicht weiter mit Inhalten bedient. Das Aufklärerische sowie subversive Potential, das in allen Medien jeweils steckt, wird nur selten genutzt.

Festzustellen ist: Kampagnen werden nur selten als Prozess gesehen und betrieben, bei der eine Stufe der anderen folgt. Aufklärung ist nur selten das Ziel. Zumeist geht es um Verkündung der eigenen

Wahrheiten. Doch sprechen nicht Fakten meist mehr für uns als die von uns produzierten Zitate? Nun gut, diese haben ihre Ursache in der eigenen politischen Praxis. Da steht zu oft die Ressort bezogene Fachpolitik mit ihrer Liebe zum Detail im Vordergrund. Doch wir müssen vom »beamtenhaften Abarbeiten der Vorlagen« der Staatsregierung und der Koalition wegkommen. Wir müssen nicht immer erst ergründen, was diese sich gedacht haben könnten und wieso deren Ideen nicht funktionieren können. Wenn die Probleme komplex und nicht Ressort bezogen sind, können wir nicht Ressort bezogen agieren. Wir müssen die Zusammenhänge aufdecken, auf die fehlenden Schnittstellen aufmerksam machen, die übergreifenden Problemlösungen liefern. Wenn es um Jugendliche in Heimen oder in Gefängnissen geht, dann muss jede Lösungsstrategie nicht nur das Justiz- oder Jugendministerium, sondern auch Soziales, Wirtschaft und Arbeit sowie Inneres einbeziehen. Zudem müssen wir, wenn wir andere Länder beispielhaft anführen, auch deren Lösungen und deren Umfeld in Gänze darstellen. Natürlich kann man eine soziale Absicherung wie in den nordischen Ländern fordern. Doch muss man dann auch zur Kenntnis nehmen, dass dort die Arbeitsverhältnisse flexibilisiert werden. So schließt es sich aus, unter Verweis auf die nordischen Länder das erste zu fordern, das zweite jedoch abzulehnen. Es geht also um eigene Ideen. Es geht um eigene Wege entsprechend eigener strategischer Schwerpunkte. Die müssen wir beharrlich und immer wieder ansprechen. So kann man auch in einer sich ausprägenden Stimmungsdemokratie kenntlich bleiben. Ja, die Wahlentscheidung hängt anscheinend immer mehr von Stimmungen ab. Als kleine Partei kann man Stimmungen kaum beeinflussen. Zumal auch große Parteien diesen Stimmungen unterworfen sind. Auch ist es wohl unmöglich, Stimmungen über einen längeren Zeitraum vorherzusagen und eine Wahlstrategie darauf aufzubauen. Es ist die Frage zu beantworten, ob eine Partei mit Ansprüchen nicht auf etwas anderes setzen muss als auf Stimmungen? Wer allein über Stimmungen eine maximale Stimmenzahl erreichen will, läuft Gefahr, sich zu allem und jedem und zudem negativ und abfällig zu äußern. Man versucht um jeden Preis, sich im Detail von anderen Parteien zu unterscheiden. Man versucht permanent, kleine

Unterschiede zu kommunizieren. Dies praktizieren derzeit alle Parteien. Zu fragen ist, ob es nicht eine andere erfolgreiche Strategie geben könnte? Wäre es nicht wichtig, die konkreten politischen Ziele für einen Zeitabschnitt zu bestimmen, zu überlegen, wie diese in konkreten,

alternativen Projekten umgesetzt werden können, diese zu kommunizieren und vorhandene Stimmungen dabei zu nutzen. Dies hieße, eine politische Praxis mit ihren Problemen, Fortschritten und Rückschlägen zu kommunizieren. Politische Kommunikation ist Mittel zum Zweck. Wenn der Zweck ist, die Gesellschaft zu verändern, muss die politische Kommunikation darauf ausgerichtet werden. Dabei sind gesellschaftliche Mehrheiten nicht immer auch gleich Wählermehrheiten. Eine Partei kann einen Mehrwert über die Stimmabgabe hinaus haben. Vor einer Wahl könnte es heißen: macht uns stärker, dann können wir noch mehr verändern. In der Opposition oder in der Regierung. Ja, viele LINKE verhalten sich gegenüber Innovationen reserviert. Denn für sie sind viele Innovationen umweltbelastend. Sie minderten zudem Beschäftigung und bedrohten somit soziale Sicherheit und Lebensstile. In Zeiten der Globalisierung würden so ganze Kulturen gefährdet. Sowohl Befürworter als auch Kritiker sehen hinter Innovation fast ausschließlich ein technischindustrielles Konzept. Dabei ist diese Sicht zu einseitig, da es auch Innovationen in sozialen und organisatorischen Kontexten gibt. Soziale Innovation zielt auf die Einführung, Anpassung oder Anwendung von neuen Formen gesellschaftlicher Steuerung.

Innovation ist ein Schlüsselbegriff in Wirtschaft, Politik und Forschung. Innovationen sollen aus unserer Sicht eine sozial, ökologisch und ökonomisch nachhaltige Entwicklung befördern und soweit möglich Lebensqualität steigern und attraktive Lebensstile ermöglichen. Innovative Politik hat eine nachhaltige Entwicklung zum Ziel. Innovative Politik befördert das schöpferische Moment und den Wandel durch Ideen. Es geht ihr um einen Erfindergeist, der nicht losgekoppelt von der Gesellschaft forscht, der ausreichend Freiraum für Inspiration bietet und auf Lust an konstruktiver Neugierde gegründet ist. Innovation braucht Vielfalt, braucht unterschiedliche Weltansichten, Weltanschauungen, aus denen sich Widersprüche und Auseinandersetzungen ergeben. Die Widersprüche der Gesellschaft sind auch in der LINKEN, wenn die LINKE in der Gesellschaft agiert. Eine INNOVATIVE LINKE darf, auch wenn sie sich in der Alltagspolitik für eine Seite des Widerspruchs entscheiden muss, nicht die Sicht für und auf das Ganze verlieren. Sie versucht, die Interessen, die hinter den Konflikten stehen, deutlich zu machen. Sie entwickelt Lösungen. Sie macht deutlich, wie die Rahmenbedingungen verändert werden können, Schritt für Schritt:

**Wir wollen Innovationen in allen gesellschaftlichen Bereichen,**

**Uns geht es um einen wertegeleiteten Interessenausgleich.**

**Uns geht es um Aufklärung.**



## **DIETER SCHULTZ**

### **Bioenergie als Teil linker Energiepolitik**

»Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja selbst alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer und haben sie als boni patres familias nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.« (Karl Marx: Das Kapital, Bd. III, 6. Abschnitt).

Die heute lebende Generation hat die Verpflichtung alle nicht erneuerbaren Naturressourcen, also auch Erdöl, Kohle und Gas, so schonend zu nutzen, dass noch viele Generationen nach uns diese nutzen können. Die Umweltprobleme verschärfen die Notwendigkeit regenerative Energien anstelle der fossilen Energiequellen zu verwenden.

Die Bioenergie (Gas, Strom, Wärme, Kraftstoffe) bewährt sich im Mix der regenerativen Energien als wichtiger Faktor bei der Senkung des Verbrauchs fossiler Energieträger.

Sie ist unverzichtbar sowohl wegen ihrer logistischen Vorzüge gegenüber anderen regenerativen Energien als auch, weil regenerative Kraftstoffe nur aus biogenen Rohstoffen hergestellt werden können. Nachteilig sind die begrenzten Kapazitäten für Bioenergien, ihre katastrophalen Auswirkungen auf Ernährung, Ökologie und in vielen Ländern auf die sozialen Bedingungen der Landwirte. Die derzeitig erzeugte Bioenergie hat nicht zur Reduzierung des Verbrauchs fossiler Rohstoffe beigetragen, sondern nur dazu den gestiegenen Energieverbrauch zu decken.

Linke Energiepolitik beinhaltet, dass zunächst die derzeitige Steigerung des Energieverbrauches sofort gestoppt und der Gesamtenergieverbrauch langfristig erheblich gesenkt wird, als eine entscheidende Bedingung für die Verringerung des Verbrauchs fossiler Energieträger durch Bioenergie.

## BIOENERGIE ALS TEIL DER LINKER AGRARPOLITIK

### BIOENERGIE IN NATIONALER LAND- UND FORSTWIRTSCHAFT

In linker Agrarpolitik wird die Bioenergie als ökonomisch und ökologisch wichtiger Produktionszweig in Landwirtschaftsbetrieben gewertet, der gefördert und durch Forschung und Entwicklung effektiver und umweltfreundlicher gestaltet werden kann und muss.

Dabei ist politisch zu sichern, dass die Erlöse im landwirtschaftlichen Betrieb bzw. beim Waldbesitzer verbleiben und für Investitionen und zur sozialen Verbesserung verwendet werden können.

Für die deutsche Land- und Forstwirtschaft sowie das Leben im ländlichen Raum hat das Holz für Wärme und Energiepflanzen für Biogas und Biokraftstoffe die größte Bedeutung. Biogas, zurzeit hauptsächlich mittels Block-Heiz-Kraftwerke in Strom und Wärme verwertet, wird mit zunehmender Einspeisung in das Erdgasnetz an den Stellen des Bedarfs für Strom, Wärme und als Kraftstoff einsetzbar sein. Der Vorteil der Biogaserzeugung besteht für den Landwirtschaftsbetrieb zudem darin, dass biogene Abprodukte wie Gülle, Lebensmittelabfälle ökonomisch und ökologisch verwertet werden können. Für die Landwirtschaft hat Biogas Vorrang vor allen anderen Bioenergien und erneuerbaren Energien.

Die Herstellung betriebseigener Biokraftstoffe, Öl und Diesel, aus Raps nimmt einen geringeren Umfang ein. Die Produktion von Biokraftstoffen in Landwirtschaftsbetrieben zum Verkauf für Bedarfsträger in der Kommune hatte nur kurzfristige Bedeutung. Mit der Besteuerung der Biokraftstoffe ist dieser Erwerbszweig in der Landwirtschaft eingestellt worden.

Für die Erzeugung von Bioethanol wurde der bis vor wenigen Jahren nicht verwertbare Roggen aufgekauft, was den Landwirten wesentlich höhere Erlöse einbrachte. Dieser positiven Wirkung steht aber gegenüber, dass auch Futter- und Brotgetreide zu Bioethanol verarbeitet wird, wenn der Getreidepreis das gestattet.

Mit der Erzeugung von Bioenergie im landwirtschaftlichen Betrieb kann das Einkommen der Landwirte stabilisiert, können Arbeitsplätze in den Dörfern erhalten und neu geschaffen und somit die sozialen Strukturen im ländlichen Raum gefestigt werden.

In einigen Gebieten haben Unternehmen, die in industriellen Großbetrieben Biokraftstoffe und Biogas produzieren, Landwirtschaftsbetriebe als Energiepflanzenlieferanten

vertraglich abhängig veranlasst die Nahrungsmittelerzeugung zu reduzieren. Damit entstand eine Konkurrenz, die die eigene Versorgung mit Nahrungsmitteln in Deutschland gefährdet. Diese Konkurrenz zwischen der Erzeugung von Nahrung, Energie und Industrierohstoffen blieb in der Gesamtheit der Landwirtschaftsbetriebe, die sich nicht als vertragliche Energiepflanzenlieferanten von Großbetrieben haben abhängig machen lassen, bisher ausgewogen.

Die industriellen Anlagen zur Herstellung von Bioethanol, Biodiesel und Biogas sind nicht Teil der Landwirtschaft. Sie dienen der Kapitalverwertung und stören in Deutschland erheblich ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Erzeugnissen für Nahrung, Energie und Industrie. Die Rohstoffbasis der deutschen Landwirtschaft ist für die Produktion von 3,5 Mio. t Biodiesel, erreicht im Jahr 2006, ausgeschöpft. Die derzeitigen vorhandenen Produktionskapazitäten für Biodiesel und Bioethanol sind wesentlich größer und neue Anlagen werden noch immer gebaut. Diese Überkapazitäten beeinflussen die Konkurrenz Nahrung zu Energie zum Nachteil der Ernährung in Deutschland, der EU und der Welt. Der Bau neuer und begonnener Anlagen muss sofort gestoppt werden.

Der mit Abstand wichtigste Rohstoff zur Erzeugung regenerativer Wärme, das Holz, hat wieder seinen ökonomischen Wert. Damit erweist sich die extensive Waldbewirtschaftung als unwirtschaftlich und ist den wirtschaftlichen und ökologischen Anforderungen anzupassen und zwar sowohl im Staats- bzw. Kommunalwald als auch im Privatwald, was neue Herausforderungen für die Kleinsparzellenbewirtschaftung darstellt.

## BIOENERGIE IN GLOBALER AGRARWIRTSCHAFT

Mit der Erzeugung von Bioenergie könnte weltweit die Agrarproduktion ökonomischer, die Existenz der Landwirte gesicherter und der ländliche Raum als Erwerbs- und Siedlungsgebiet attraktiver werden. Dazu ist der Anbau der Energiepflanzen in Fruchtfolgen, die an das Klima, besonders dem Wasserhaushalt, angepasst sind, ein ausgewogenes Verhältnis von Energie und Nahrungsmittel sowie die Verwertung der Energiepflanzen zu Strom, Wärme (in warmen Gebieten ist das Gas zum Kochen) und Kraftstoffen entsprechend dem territorialen Bedarf.

Stattdessen wird die Erzeugung von Biokraftstoffen, vorwiegend Bioethanol, und Energiepflanzen (Soja, Ölpalmen, Getreide) vorwiegend zur Kapitalverwertung durch Weltkonzerne zum Nachteil für die Nahrungsmittelproduktion, die Landwirte, die sozialen Bedingungen im ländlichen Raum und die Umwelt genutzt. Das verursachte die

drastische Erhöhung der Nahrungsmittelpreise und damit die Verschärfung des Hungers. Für die umfangreiche Erweiterung der Anbauflächen mit Energiepflanzen, vielfach in Monokultur (vorwiegend Soja, Ölpalmen, Mais) wurden Bauern von ihrem fruchtbarem Ackerland vertrieben und Urwälder gerodet, was die derzeitigen Klimaveränderungen verschärft und einen nicht wieder rückgängig zu machenden Schaden für viele gefährdete Arten zur Folge hatte. Diese industrialisierte Biokraftstoffproduktion mit dem einzigen Interesse der Gewinnmaximierung für die Besitzenden ist unökologisch und besonders für wirtschaftlich schwache und Agrarländer unsozial.

Mit linker Agrarpolitik wird – im Konsens mit vielen progressiven gesellschaftlichen Kräften – die derzeitige industrialisierte Biokraftstoffproduktion abgelehnt. Ziel ist, das Potential der Energiepflanzen für die Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit, zur Reduzierung ungenutzter Brachflächen, und somit zur Steigerung der gesamten landwirtschaftlichen Produktion vor allem in den armen Ländern zu nutzen.

## BIOENERGIE ALS TEIL DER LINKER UMWELTPOLITIK

Die Erzeugung der Bioenergien – Gas, Strom, Wärme, betriebseigene Kraftstoffe – in Landwirtschaftsbetrieben und deren Gemeinschaften hat bisher in Deutschland nur zu begrenzten Einschränkungen des Natur- und Umweltschutzes geführt, etwa durch die Wiederbestellung langjähriger Stilllegungsflächen und durch vereinzelte ackerbauliche Grünlandnutzung. Dem steht die Möglichkeit gegenüber, mit dem Anbau lohnender Energiepflanzen außer Mais, auch neuer Arten, einseitige Energiemais- und Getreidefruchtfolgen ökologischer zu gestalten. Damit kann die Bodenfruchtbarkeit verbessert, der Energiepflanzenanbau besser dem örtlichen Wasserhaushalt angepasst, Pestizide eingespart und der Lebensraum für die Fauna erweitert werden.

Mit der Praxisanwendung der Forschungsergebnisse zu Fruchtfolgen und neuen Anbausystemen für Energiepflanzen, die bereits vorliegen und noch weiter bearbeitet werden, wird es in Deutschland (und EU?) möglich sein, Monokulturen zu vermeiden, Bodenfruchtbarkeit zu erhöhen, dem Artenschutz zu dienen und Energiepflanzen Standortgerecht, also Boden und Wasserhaushalt angepasst, zu produzieren.

Umstritten ist die Ökobilanz für die Erzeugung von Biodiesel aus einheimischem Raps, auch wenn die Lachgasemission, die ja auch beim Anbau von Nichtenergiepflanzen entstehen kann, in der Bilanz unberücksichtigt bleibt. Bei ausgeglichener Ökobilanz trägt die Erzeugung von Biodiesel zur Einsparung fossiler Energierohstoffe bei und ist

deshalb sinnvoll. Auf lange Sicht sind nur die Bioenergielinien sinnvoll, für die die Ökobilanz der Energiepflanzen unter Einbeziehung der ökologischen Belastungen aus dem Einsatz mineralischer Dünger, Pflanzenschutzmittel und Technik positiv ist.

Den Anbau von Energiepflanzen in Monokulturen bei Verdrängung der Bauern von fruchtbaren Äckern und Ur- bzw. Regenwaldrodung sowie die Importe der Erzeugnisse daraus nach Deutschland und in die EU wird konsequent abgelehnt. Eine Zertifizierung der Rohstoffimporte für Biokraftstoffe ist nicht realistisch und würde nur als Feigenblatt der umweltschädigenden Technologien dienen. Auch müssen die IWF-Auflagen an die Entwicklungsländer, die Landwirtschaft auf Export ausrichten, um Devisen für Zins- und Tilgungsraten einzunehmen, abgelehnt werden.

Das heißt natürlich für Deutschland, dass die jetzige Produktion von Biokraftstoffen nicht erweitert werden darf. Baugenehmigungen für neue Industrieanlagen zur Biokraftstoffherzeugung dürfen nicht erteilt und, soweit noch nicht realisiert, wieder zurückgenommen werden.

## BIOENERGIE ALS TEIL DER LINKEN WISSENSCHAFTS- UND FÖRDERPOLITIK

Die in den letzten Jahren erfolgten Investitionen in die Forschung zu Energiepflanzen und Technologien zur Bioenergieproduktion sind anerkennenswert, aber nicht ausreichend. Zunächst sind die vorhandenen Kapazitäten auf die Forschung zur Bioenergie und der Konkurrenz zwischen Nahrung, Energie und Industrierohstoffe zu konzentrieren. Die Zersplitterung der Kapazitäten in fünf Ministerien mit jeweils eigenen Fonds, Richtlinien und Projekten sowie die Form der Co-Finanzierung seitens der energie- und Erdölkonzerne verringert die Effektivität. Der Schwerpunkt wird in der Forschung zu Kraftstoffen aus regenerativen Rohstoffen, der sogenannten »3. Generation« gesehen, denn Kraftstoffe können, im Unterschied zu den anderen alternativen Energien nach heutigem Wissen, nur aus den eng begrenzt produzierbaren biogenen Rohstoffen hergestellt werden. Schwerpunkte werden in BtL (Biomass-to-liquid), Biowasserstoff, Biobenzin, Isoprenoidkraftstoffe und Octanol gesehen.

Das Potential der Eigenversorgung mit Strom und Wärme im ländlichen Raum nach dem Beispiel der wirtschaftlich effektiven Bioenergiedörfer ist durch ein entsprechendes Förderprogramm schnellstmöglich flächendeckend zu nutzen.

Mittel- und langfristig sind Projekte zum Stoffstrommanagement mit zusätzlichen Mitteln für die Forschung und Anwendung zu fördern. Die Zielstellung des Beispielprojektes für den LK Barnim enthält eine Reduzierung des Strombedarfes um 40 % (langfristig) und die volle Eigenversorgung mit Strom und Wärme durch im LK erzeugte regenerative Energien mit einem großen Anteil Bioenergie, vorwiegend über die Biogas-erzeugung.

**LINKE Standpunkte in Agrar- Umwelt und Energiepolitik zur Bioenergie.**

Arbeitsgemeinschaft »Agrarpolitik / Ländlicher Raum«, beim Parteivorstand DIE LINKE (ausgearbeitet von der Themengruppe »Nachwachsende Rohstoffe«: Altmann, Elke, Bergmann, Andreas

Jahn, Jens-Eberhard, Dr. Reibetanz, Werner, Rosenthal, Enno,

Dr. Schultz, Dieter, Dr. sc. Spengler, Artur, Dr. Wunderlich, Günter; Kontakt: Dr. Dieter Schultz, E-Mail: [dieltz@gmx.net](mailto:dieltz@gmx.net)

[http://dielinke.de/partei/zusammenschlusse/ag\\_agrarpolitik\\_und\\_laendlicher\\_raum](http://dielinke.de/partei/zusammenschlusse/ag_agrarpolitik_und_laendlicher_raum)).

Berlin, August 2008

## **KERSTIN RICHTER**

### **»In Ehrfurcht vor der Natur«**

#### **Begründung des Wunsches, vier zu den Themen Erforschung und Folgen des Klimawandels konzipierte Veranstaltungen b. d. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zu organisieren**

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,  
für die Möglichkeit, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen, danke ich Ihnen sehr. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich, Kerstin Richter, bin von Beruf Dipl.-Ing. für Pharmazie (FH), Medienmanagerin(VWA), Apothekenfacharbeiter und Chemielaborantin.

Seit 14. 12. 2007 bin ich Mitglied der Rosa-Luxemburg-Stiftung und seit der politischen Wende in und später bei der PDS und bei der Linken auf entwicklungspolitischen und umweltpolitischen Gebiet aktiv. Insgesamt acht Jahre leitete ich zwei NGO's und unterstützte von Dresden aus soziale und ökologische Projekte für Kuba und Bolivien. Ich bin Mitglied des BUND, von Greenpeace und des NABU, informiere mich regelmäßig über Aktivitäten zum Schutz von Flora und Fauna dieser drei Umweltschutzorganisationen und fördere einzelne, mir besonders nahe stehende Projekte durch Spenden. Kontakte habe ich zur Greenpeace-Gruppe Dresden und zur TU Umweltinitiative geknüpft, mich ausführlich über deren Arbeit informiert und die beiden Initiativen jeweils sechs Monate unterstützt.

Im § 2 der Satzung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. ist zu lesen, dass sich der Verein

1. zu der Beförderung einer gesunden Entwicklung von Mensch und Natur
2. zu einer Umgestaltung der Wirtschaft nach ökologischen Kriterien
3. und zu dem Denken in globalen Zusammenhängen bekennt.

Tatsächlich sind eine Umgestaltung der Wirtschaft nach ökologischen Kriterien, die Einheit von Ökonomie, Ökologie und Sozialem, sowie damit in engem Zusammenhang stehende zukunftsfähige Arbeits-, Lebens- und Konsumtionsweisen wegweisend für ein Überleben der menschlichen Zivilisation.

»Entwicklung zukunftsfähig zu machen, heißt, dass die gegenwärtige Generation ihre Bedürfnisse befriedigt, ohne die Fähigkeit der zukünftigen Generation zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können«, definiert der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung 1987. Die Veröffentlichung dieses Berichtes gilt als Beginn des weltweiten Diskurses über »Nachhaltigkeit« bzw. »Nachhaltige Entwicklung«. Und er empfahl, dass zwölf Prozent der Landfläche zum Schutz der natürlichen Umwelt unangetastet bleiben sollen. Auf diese wissenschaftliche Empfehlung wird leider selten Bezug genommen. Und es dürfte nur Interessierten bekannt sein, dass die Grenze für ein nachhaltiges Wachstum bereits 1972 überschritten wurde. Kurz gesagt: Allein durch den ökologischen Fußabdruck, die für produktive Zwecke beanspruchte Landfläche, hat die Menschheit der Erde die Fähigkeit zur Regeneration genommen.

Ich sehe mich als Vertreterin einer ökologischen Ethik, die nichtmenschlichen Lebewesen, Biotopen, Ökosystemen, Tier- und Pflanzenarten sowie der Biosphäre einen Eigenwert oder den Status eines (moralischen und / oder juristischen) Rechtssubjektes zuspricht. Es liegt mir fern, Naturwerte gegen zivilisatorische Werte sowie Naturwerte gegen Naturwerte zu verrechnen. Nach der ökologischen Ethik und nach meiner Auffassung hat sowohl die Natur als Ganzes als auch bestimmte ihrer Teilsysteme einen Wert, unabhängig davon, ob es menschliche oder tierische Subjekte gibt, die sie oder ihre Teilsysteme positiv bewerten.

Ich betrachte es als moralische Pflicht der Menschheit, biologische Arten nicht auszurotten und das anthropogen bedingte Artensterben künftig zu verhindern.

Jede einzelne Art der mehr als zehn Millionen existierenden Arten, das möchte ich unterstreichen, ist für sich genommen ein biologisches Meisterwerk, das von der natürlichen Selektion durch Mutation und Rekombination von Genen über einen immens langen Zeitraum und eine große Anzahl von Entwicklungsschritten geschaffen wurde. Jede Art erweist sich bei genauerer Betrachtung als ein unerschöpflicher Quell des Wissens und des ästhetischen Genusses.

Was meinen Sie, sehr geehrte Damen und Herren, welche Zeit würde benötigt, damit die Nachkommenschaft eines einzigen Bakteriums das Gewicht der Erde erreichen würde? Die Antwort ist faszinierend und unglaublich zugleich! Wenn sich ein einziges Bakterium teilen und die daraus entstehenden sich alle 20 Minuten wieder teilen würden – vorausgesetzt, nichts würde das Wachstum einschränken und es stünde unbegrenzt Nahrung zur Verfügung –, würde die gesamte Nachkommenschaft in etwas mehr als zwei Tagen soviel wiegen wie die Erde.



Welches ist das älteste Lebewesen und wie viele Jahre existiert es bereits auf unserem Planeten? Dieses Lebewesen ist eine Grannenkiefer, die in über 3000 Meter Höhe in den White Mountains in Kalifornien wächst. Sie ist über 4600 Jahre alt und steht neben vielen weiteren superbetagten Exemplaren im Methuselah Grove. Ihr genauer Standort ist ein gut gehütetes Geheimnis, denn sie reagiert sehr empfindlich auf Störungen und ist bereits seit 2000 Jahren allmählich am Absterben. Wenn man den Kern des Methuselah-Baums mit den äußeren Schichten eines abgestorbenen Baumstumpfs aus der Nähe in Übereinstimmung bringen kann, dann kann man vielleicht 10.000 Jahre in der Zeit zurückblicken. Baumringdaten über solche Zeitspannen liegen uns mittlerweile von beiden Halbkugeln vor und es gibt sogar Hoffnung, Kaurifichten Neuseelands, deren Stämme in Sümpfen unbeschädigt Jahrtausende überdauernd Daten liefern werden, die 60.000 Jahre Klimaveränderungen abdecken können.

Das Jahr 2008 steht ganz im Zeichen der biologischen Vielfalt. Deutschland richtet die vom 19. bis 30. Mai stattfindende UN-Naturschutzkonferenz aus. Auch die von mir konzipierten Veranstaltungen werden für ein natursolidarisches Denken und Handeln, die Wahrung der Biosphäre, die Erhaltung und den Schutz von Pflanzen- und Tierarten eintreten und werben. Gleichzeitig erinnern diese vier Podiumsdiskussionen an die Rolle des Menschen bei der Reduzierung der Naturfläche, bei land- und forstwirtschaftlichen, hoch technisierten Bewirtschaftungsmethoden und der damit verbundenen Zerstörung der natürlichen Umwelt, bei der schonungslosen Ausbeutung pflanzlicher und tierischer Organismen sowie fossiler Rohstoffe und bei den gegenwärtig beobachteten Klimaveränderungen. Ein weiterer Eingriff in den Naturhaushalt ist die Invasion fremder Arten. Ein Beispiel für eine durch den Menschen verursachte »Einwanderung« ist die Ansiedlung des Hausschweins auf Hawaii, das in einem sehr hohen Maß die natürliche Pflanzen- und Tierwelt verdrängt.

Ein weiteres Beispiel einer anthropogen verursachten Ausbreitung einer invasiven Art, die inzwischen sogar in Sachsen heimisch ist, kann ich Ihnen persönlich zeigen. In dieser kleinen Schachtel befinden sich drei Exemplare von *Harmonia axyridis*. Diese Art ist ursprünglich in Ostasien beheimatet und wurde in Nordamerika und Europa zur Blattlausbekämpfung ausgesetzt. In Deutschland hielt man *Harmonia axyridis* in Gewächshäusern, wovon sich die Art seit 2000 über viele Gebiete auch ins Freiland ausbreitete. In Sachsen erfolgte der erste Nachweis 2004 in Leipzig.

Zusammenfassend muss ich feststellen, dass Pflanzen- und Tierarten heute eintausend Mal schneller von der Erde verschwinden, als zu irgend einem anderen Zeitpunkt in den

letzten 65 Millionen Jahren und dass dieses Artensterben zum großen Teil anthropogen verursacht wird.

Fasziniert, das möchte ich Ihnen nicht verschweigen, bin ich besonders von James Lovelocks Ausführungen über das selbst regulierende Lebenssystem Gaias. Es geht um das Verhalten des Gesamtsystems, nicht um einzelne Teile eines willkürlich in Biosphäre, Atmosphäre, Lithosphäre und Hydrosphäre unterteilten Planeten. Auch ich habe eines besseren Verständnisses wegen, bisher von einer Biosphäre, von Flora und Fauna gesprochen. James Lovelock setzt dieser Betrachtung seine Gaia – Theorie entgegen. Die Erde – Gaia, ist ein Komplex, in dem alles Leben und seine gesamte Umgebung so eng miteinander verkoppelt sind, dass sie eine selbst regulierende Ganzheit bilden. Als der Chemiker, Biophysiker und Mediziner James Lovelock und ihn unterstützende Wissenschaftler die Gaia – Hypothese in den siebziger Jahren vorstellten, gingen sie davon aus, dass sich die Atmosphäre, die Meere, das Klima und die Erdkruste aufgrund der Verhaltensweise von lebenden Organismen so regulieren, dass Leben möglich ist. Genauer ausgedrückt besagt die Gaia – Hypothese, dass die Temperatur, der Oxydationszustand, der Säuregehalt sowie bestimmte Aspekte von Gesteinen und Gewässern innerhalb einer bestimmten Schwankungsbreite zu jeder Zeit konstant bleiben und dass sich diese Homöostase durch massive Rückkopplungsprozesse erhält. Diese Prozesse werden von der Lebenswelt unbewusst und unwillkürlich in Gang gesetzt. Für geeignete Lebensbedingungen sorgt die Sonnenenergie. Die Bedingungen bleiben allerdings nur kurzzeitig konstant. Sie entwickeln sich entsprechend den wechselnden Erfordernissen in einer Welt von Lebewesen, die sich ebenfalls entwickeln. Leben und seine Umgebung sind so eng miteinander verflochten, dass die Evolution immer Gaia betrifft, nicht die Organismen oder deren Umfang für sich allein genommen.

Die Ideologie fortwährenden ökonomischen Wachstums stößt somit an die Grenzen der beschriebenen Selbstregulierungsmechanismen der Erde und stellt eine Zukunft von Gaia und der Menschheit in Frage: bis 2010 werden sieben Milliarden Menschen die Erde bevölkern, im Jahr 2050 sollen es neun Milliarden sein. Sie alle auf dem Niveau der westlichen Industrieländer zu versorgen, würde die Ressourcen von fünf Planeten erfordern. Müssen wir radikale Abstriche an unserem Lebensstandard vornehmen, um das Überleben aller zu sichern? Ist die Menschheit zu einem Kurswechsel überhaupt fähig?

Mehrheitlich wünschen wir billigen Strom, glauben in landschaftlich schönen Gebieten unseren Urlaub verbringen zu müssen, in die wir möglichst mit dem Flugzeug reisen; arbeiten, konsumieren, leben so auf Kosten der Natur und künftiger Generationen.

Was ich in den von mir entworfenen Veranstaltungen als grundlegend erachte, ist insbesondere jungen Menschen mitzuteilen, dass unsere Welt bereits zerbricht. Mein Wunsch und Wille ist es, sie zu sensibilisieren für die Schönheit von Flora und Fauna, sie anzuregen, über ihre Lebensweise und ihre Lebenskonzepte nachzudenken. Und vor allem möchte ich deren Interesse wecken. Z. B. deren Interesse an der Erforschung des irdischen Klimas und den daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen, sie zu sensibilisieren für Verteilungsungleichgewichte bei Wasser, Grundnahrungsmitteln und weiteren Ressourcen. Ich wünsche, dass die Gäste der von mir konzipierten Veranstaltungen spätestens nach deren Ablauf den Schutz von Flora und Fauna als Berufung ansehen und dass sie die Verarmung unserer Natur als Verlust empfinden.

Und ich wehre mich entschieden dagegen, das Wunder Natur allein mit dem Ersten und Zweiten Lehrsatz der Thermodynamik zu erklären.

Gestatten sie mir zusammenfassend einige Stichworte zum Ökosystem Dahleener Heide. Das Landschaftsschutzgebiet Dahleener Heide wurde in seiner jetzigen Größe und Abgrenzung 1984 durch Beschluss des Rates des Bezirkes Leipzig festgelegt. Es hat eine Ausdehnung von 160 km<sup>2</sup>. Symbolwerte besitzen die Fichte und das Muffelwild. 1000 mm Niederschlag pro m<sup>2</sup> benötigt der Flachwurzler Fichte im Jahr. In der Dahleener Heide fallen zwischen 500 und 600 mm pro m<sup>2</sup> Regen und Schnee. Die Dahleener Heide ist dennoch ein positives Beispiel nachhaltigen Waldumbaus. Die Durchmischung des Waldes mit Hain- und Rotbuche sowie mit Stiel-, Trauben und Roteiche erfolgt auf 0,8 Prozent der Fläche. In Sachsen wird Wald in der Regel auf 0,5 bis 0,7 Prozent der Landeswaldfläche umgebaut. Niederschlagsmangel, Stürme und Wildverbiss durch Rotwild, Rehwild und Schwarzwild sind die schlimmsten Feinde auch der Baumwelt der Dahleener Heide.

Lassen Sie mich meine Ausführungen beenden, mit einer kleinen Matinee in das Reich gefährdeter Pflanzenarten im Freistaat Sachsen.

## 0 – AUSGESTORBEN UND VERSCHOLLEN

nennt man Arten, von denen in Sachsen keine wildlebenden Vorkommen mehr bekannt sind, da zumindest in den letzten zehn Jahren kein Nachweis mehr erbracht werden konnte.

Ein attraktives Beispiel für eine in Sachsen ausgestorbene Art ist die *Berg-Aster* (*Aster amellus*). Der letzte sächsische Nachweis dieser an Trockenrasen und Trockengebüsche angepassten Art stammt aus dem Jahre 1893. Der einstige Fundort im Plauenschen Grund bei Dresden war ein Vorposten an der nördlichen Arealgrenze der Art. Aufgrund ihrer Seltenheit und Attraktivität ist die Bergaster bundesweit geschützt.

Als in Sachsen verschollen gilt das *Bunte Perlgras* (*Melica picta*). Die Art ist in wärmeliebenden, lichten und wechselfrischen Eiche – Hainbuchen- und Eichenwäldern heimisch. Die letzte bestätigte Standortangabe kam 1953 aus der Nähe von Meißen. In Thüringen, Sachsen-Anhalt und im Böhmischem Mittelgebirge gibt es noch gesicherte Vorkommen. Ein spontanes Wiedereinwandern der Art nach Sachsen ist daher nicht ausgeschlossen.

## 1 – VOM AUSSTERBEN BEDROHT

sind Arten, die voraussichtlich aussterben werden, wenn die Ursachen ihrer Gefährdung fortbestehen. Dabei kann es sich um einst häufigere, inzwischen erheblich zurückgegangene Arten mit seltenen, stark bedrohten Restbeständen handeln, oder um Arten, die von jeher selten waren und durch aktuelle menschliche Einwirkungen sehr stark bedroht werden.

Auf menschliche Hilfe ist zum Beispiel das giftige *Gottes-Gnadenkraut* (*Gratiola officinalis*) angewiesen, wenn es in Sachsen überleben soll. Die rapide zurückgegangenen Vorkommen im Elbtal und in der Oberlausitz sind an periodisch überschwemmte, mäßig nährstoffreiche, feuchte Böden gebunden. Durch übermäßigen Nährstoffeintrag und die Nutzungsaufgabe von Uferstreifen sind die letzten heimischen Bestände akut gefährdet.

Die *Ebensträußige Margerite* (*Tanacetum corymbosum*) ist eine auffallende Staude lichter Wälder und Gebüsch an wärmebegünstigten Standorten. Nach Aufgabe der Niedervaldwirtschaft unterbleibt in ihren Lebensräumen heute meist der früher aller 20 Jahre übliche Rückschnitt der Bäume, das »Auf den Stock setzen«. Infolgedessen

schließen die Kronen der Bäume dichter zusammen. Die damit verbundene Verdunklung hat zu einem starken Rückgang der sächsischen Bestände dieser Art geführt. Inzwischen ist die Ebensträußige Margerite vom Aussterben bedroht.

## 2 – STARK GEFÄHRDET

sind Arten, deren Vorkommen erheblich abgenommen haben oder die durch laufenden bzw. absehbare menschliche Einwirkungen erheblich bedroht sind. Dabei muss die Art infolge des Rückgangs selten (50 bis 200 Vorkommen je Art) bis sehr selten (< 50 Vorkommen je Art) geworden oder mäßig häufig (200 bis 1.000 Vorkommen je Art), aber sehr stark durch anhaltende menschliche Einwirkungen bedroht sein. Ebenfalls hier erfasst werden Arten, die in großen Teilen des früher von ihnen besiedelten Gebietes verschwunden sind.

Sonnige Felsen und Steinbrüche sind der Lebensraum des *Berg-Steinkrautes* (*Alysum montanum*). Es besitzt in Sachsen nur wenige Vorkommen entlang des Elbtals. Dort ist ein mäßiger Rückgang seiner Bestände zu verzeichnen. Wegen seiner Seltenheit gilt es als stark gefährdet.

Der *Blutrote Storchschnabel* (*Geranium sanguineum*) machte als »Blume des Jahres« 2001 darauf aufmerksam, dass durch die Zerstörung von Hecken und Waldsäumen attraktive Pflanzengesellschaften der Heimat bedroht sind. Er war vermutlich in wärmeren Perioden bei uns weiter verbreitet und tritt heute bevorzugt im Umfeld von ehemaligen Weinbergen auf.

## GEFÄHRDET

nennt man Arten, die merklich zurückgegangen oder durch laufende bzw. absehbare menschliche Einwirkungen bedroht sind, und auf die zusätzlich eine der folgenden Feststellungen zutrifft:

- 1.) Die Art ist selten. (500 bis 200 Vorkommen je Art)
- 2.) Die Art ist noch mäßig häufig (200 bis 1000 Vorkommen je Art), aber durch laufende menschliche Einwirkungen bedroht.
- 3.) Die Art ist noch häufig (> 1000 Vorkommen je Art), aber sehr stark durch menschliche Einflussnahme bedroht.

- 4.) Die Art ist in großen Teilen des von ihr besiedelten Gebietes sehr selten geworden. (< 50 Vorkommen je Art)
- 5.) Die Art ist aus verschiedenen ehemals von ihr besiedelten Lebensräumen verschwunden.
- 6.) Die Art unterliegt in geringem Maße mehreren der oben angesprochenen Risikofaktoren.

182 Arten in Sachsen fallen derzeit in diese Kategorie.

Der *Ausgebreitete Frauenmantel* (*Alchemilla effusa*) war in Sachsen nie häufig (> 1000 Vorkommen je Art). Er kommt nur an Bachufern und Quellfluren sowie in Hochstaudenfluren in den oberen Lagen des Erzgebirges vor. Vor allem durch Entwässerungsmaßnahmen und Nährstoffeintrag bedingt, droht sein Lebensraum zunehmend zu verschwinden.

## R – EXTREM SELTEN

Werden Arten genannt, die seit jeher nur in geringer Individuenzahl und oft nur kleinräumig vorkommen. Dabei darf kein merklicher Rückgang bzw. keine akute Bedrohung feststellbar sein- sonst werden diese Arten in eine höhere Gefährungskategorie eingeordnet. Allein aufgrund ihrer Seltenheit können Arten dieser Kategorie jedoch jederzeit durch unvorhersehbare

Einwirkungen schlagartig ausgerottet oder erheblich dezimiert werden. Die Zahl der in Sachsen als extrem selten eingestuft Arten beträgt 33.

Die *Felsen-Steinkresse* (*Aurinia saxatilis*) wird als beliebte Steingartenpflanze häufig angepflanzt. In geeigneter Umgebung kann sie verwildern. Die einzigen ursprünglich sächsischen Vorkommen der Art befinden sich am Göhrisch und bei Seußlitz. Bisher scheint ihre genetische Eigenständigkeit nicht durch Einkreuzen verwilderter Arten bedroht zu sein.

Das *Sächsische Reitgras* (*Galamagrostis pseudopurpureae*) kommt ausschließlich in Sachsen vor. Es hat sich durch Kreuzung zweier anderer Arten in unserem Raum entwickelt und an der Flöha, der Zschopau und der Mulde etabliert. Ränder der flussbegleitenden Röhrichte, stickstoffreiche Ufersäume sowie Frischwiesenbrachen an den Ufern bilden einen Lebensraum. Zur Zeit ist keine konkrete Gefährdung der oft individuenreichen Bestände festzustellen. Selbst die Flutkatastrophe von 2002 haben die

**Pflanzen unbeschadet überstanden. Ein größerer Industrieunfall an den entsprechenden Flüssen wäre aber in der Lage, diese Art für immer verschwinden zu lassen.**

## **KERSTIN RICHTER**

### **Warum die Erde sich wehrt. Zur Gesundung von menschlichem Fehlverhalten wird das Lebewesen Erde tausende Jahre benötigen**

#### **Kurzdarstellung:**

Die Gaia-Hypothese wurde von dem Chemiker, Biophysiker und Mediziner James Lovelock sowie von der Mikrobiologin Lynn Margulis Mitte der 60er Jahre entwickelt. Sie besagt, dass die Erde, insbesondere die Erdoberfläche einschließlich der gesamten Biosphäre, als ein lebender Organismus betrachtet werden kann. Die Biosphäre, die Gesamtheit aller Lebewesen, schafft und erhält Bedingungen, die nicht nur Leben, sondern auch eine Evolution komplexer Organismen ermöglichen. Die Erdoberfläche, so die Wissenschaftler, bildet ein dynamisches System, das die gesamte Biosphäre durch Rückkopplungsmechanismen stabilisiert. Lebewesen zeichnen sich innerhalb definierter klimatischer, geologischer und ökologischer Parameter durch die Fähigkeit zur Selbstorganisation bzw. Autopoiesis aus.

Prof. Dr. James Lovelock gilt seit Jahrzehnten als Vordenker der Umweltbewegung. Als Universitätswissenschaftler wäre es Lovelock nahezu unmöglich gewesen, seine (gesamte) Zeit der Erforschung der Erde zu widmen. Seit Ende seiner universitären Laufbahn arbeitet er an der Gaia – Theorie. Er ist Autor zahlreicher Schriften und Bücher über Veränderungen der Atmosphäre durch den Einfluss der Biosphäre während der Erdgeschichte und gegenwärtig im Speziellen sowie über die Wechselwirkungen von Organismen zu ihrer Umgebung im Allgemeinen.

In Deutsch erschienen »Gaia – Die Erde ist ein Lebewesen München, 1992, »Das Gaia – Prinzip – Die Biographie unseres Planeten«, Frankfurt am Main, 1993 und umfangreiche Werke in englischer Sprache. Von der gnadenlosen Ausbeutung der Erde durch die menschliche Spezies ist der Autor bereits seine gesamte wissenschaftliche Laufbahn hinweg sensibilisiert. Inzwischen ist der Klimawandel, dessen gravierende Auswirkungen der letzten Jahrzehnte anthropogenen Ursachen zugeschrieben wird, offensichtlich. Der Meeresspiegel steigt kontinuierlich und das System Gaia ist aus den Fugen geraten. »Wenn wir nicht das Ruder herumreißen, wird die Erde schon in wenigen Jahrzehnten für Menschen unbewohnbar sein.«, sagt der Autor. In »Gaias Rache –



warum die Erde sich wehrt« erhebt James Lovelock angesichts der unmittelbaren Bedrohung tausender Pflanzen- und Tierarten sowie der menschlichen Zivilisation noch einmal seine Stimme. Er sendet einen letzten radikalen Warnruf, bevor es endgültig zu spät ist.

(Das Referat soll das Gaia-Prinzip erklären und sich dem Inhalt von James Lovelocks »Gaias Rache – Warum die Erde sich wehrt« annähern.)

(bevorzugte Zielgruppe: Studenten, Gymnasiasten)

## WIR KLIMARETTER – SO IST DIE WENDE NOCH ZU SCHAFFEN

Mit Energiesparen allein ist die Welt nicht zu retten

Der Klimawandel ist da und nicht mehr zu leugnen. Wie wir uns dem Klimawandel anpassen müssen, ist *die aktuelle Frage*. Noch können wir das Schlimmste verhindern. Dazu sind schnelle und radikale Schritte erforderlich. *Toralf Staud* und *Nick Reimer* stellen elf konkrete Projekte vor, mit denen der deutsche CO<sup>2</sup>-Ausstoß bis 2020 halbiert werden kann. Die Referenten zeigen gleichfalls, wie *der Konsument, der Wähler, der Hauslebauer und der Urlauber* selbst zur Minderung von Treibhausgasemissionen beitragen kann. Sie benennen, welchen Beitrag Politik und Wirtschaft leisten müssen.

(bevorzugte Zielgruppe: Mittelschüler, Gymnasiasten)

(Schüler Dresdner Mittelschulen und Gymnasien stellen Möglichkeiten der Energieeffizienz und einer zukunftsfähigen Lebensweise vor, anschließend fasst ein von Toralf Staud und Nick Reimer gehaltenes Referat deren in dem Werk »Wir Klimaretter – So ist die Wende noch zu schaffen« fixierten Forderungen zur Reduzierung des CO<sup>2</sup>-Ausstoßes zusammen)

## »SCHWIMMENDES LABOR IM ENDLICHEN EIS«

Die Integration von Wissenschaftlern des Institutes für Planetare Geodäsie in Forschungsprojekte zum Internationalen Polarjahr.

### Kurzdarstellung:

Die Polarforschung an der Technischen Universität Dresden kann auf eine langjährige Tradition zurückblicken. Wissenschaftler der TU nahmen und nehmen an zahlreichen Expeditionen in die Arktis und Antarktis teil und brachten wertvolle Beobachtungsdaten mit nach Hause, die zu bedeutenden Forschungsergebnissen führten. Im Rahmen des Internationalen Polarjahres vom 1. März 2007 bis 1. März 2009 liegt ein wichtiger Schwerpunkt der Forschungsaktivitäten des Institutes für Planetare Geodäsie der TU Dresden in der Erdsystemforschung an Nord- und Südpol. Drei Projekte, an denen Forscherinnen und Forscher der TU Dresden beteiligt sind, leisten einen Beitrag zur Erdsystemforschung, zum besseren Verständnis der komplexen Wechselwirkungen zwischen Lithosphäre (fester Erde), Hydrosphäre (Wasser), Kryosphäre (Eis) und Atmosphäre (Luft). Herr Prof. Dr.-Ing. habil. Reinhard Dietrich und Herr Dr.-Ing. Mirko Scheinert sind in Kooperation mit weiteren Wissenschaftlern des Institutes für Planetare Geodäsie maßgeblich beteiligt am *Polaren Netzwerk zur Erdbeobachtung (POLENT)*, am *Antarktischen subglazialen See (SALE-UNITED)* sowie an der *Messung rezenter Änderungen des gröenland-ischen Eisschildes (MARGINS)*.

(bevorzugte Zielgruppe: Studenten, Gymnasiasten, Bildungsbürgertum)

## »SCHWIMMENDES LABOR IM ENDLICHEN EIS«

(25 Jahre Polar- und Meeresforschung des Forschungsschiffes »Polarstern«)

mit Prof. Dr. Sigrid Schiel,

*Meeresbiologin am Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung*

## Kurzdarstellung:

Seit ihrer ersten Fahrt am 9. Dezember 1982 gilt die »Polarstern« als wichtigste Station der deutschen Polarforschung und die wichtigste mobile Forschungsplattform des Alfred-Wegener-Institutes. An 320 Tagen im Jahr ist das 118 Meter lange und 25 Meter breite Schiff auf See, die meiste Zeit davon in der Arktis und der Antarktis. 7600 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 36 Nationen fanden in den Laboren für Biologie, Chemie, Geologie und Physik und auf dem gesamten Schiff hervorragende Arbeitsbedingungen vor. »Ohne ‚Polarstern‘ wären die Pole und damit entscheidende Regionen für die weltweite Klimaforschung kaum erreichbar«, sagt *Meeresbiologin Sigrid Schiel*. Doch welche konkreten Forschungsergebnisse wurden seit 1982 erzielt und welche Erkenntnisse gewonnen? Welchen konkreten Beitrag leisten Wissenschaftler des Forschungs- und Versorgungsschiffes »Polarstern« zum Internationalen Polarjahr vom 1. März 2007 bis 1. März 2009? Welcher Stellenwert wird ihnen in komplexen internationalen Klimastudien, z. B. dem 4. Sachstandsbericht des IPCC, eingeräumt? Welche Schlussfolgerungen sind daraus für unsere Konsumtions-, Produktions- und Lebensweise abzuleiten? (Wie) haben sich Arktis und Antarktis in diesen 25 Jahren wahrnehmbar verändert?

(bevorzugte Zielgruppe: Studenten, Gymnasiasten, Bildungsbürgertum)

## DIE »ARCHE NOAH« FÜR NUTZPFLANZEN

Von der Faszination der Samenbank auf Spitzbergen als weltweit größte Lagerstätte für Nutzpflanzen sowie von deren Grenzen als Reservat im Kampf gegen Hunger und Unterernährung

(Kooperation mit Christine Müller)

*Arbeitsstelle Eine Welt in der Ev. – Luth. Landeskirche Sachsen in Leipzig*

## Kurzdarstellung:

Tief im arktischen Eis sollen schlummern sie, Samen von Nutzpflanzen aller Welt. Sie werden eingelagert in einer Höhle im norwegischen Spitzbergen. Bei einer konstanten Temperatur von  $-18\text{ }^{\circ}\text{C}$  finden hier künftig die Proben von bis zu 4,5 Millionen Pflanzen Schutz vor Hochwasser, Pflanzenepidemien, vor Atomstrahlung und weiteren Katastrophen oder Kriegen. Die Samenbank stellt auch einen Rettungsanker bei der Zerstörung nationaler Samenbanken dar. Insbesondere für Afrika, das am schlimmsten von den Folgen des Klimawandels betroffen sein wird, gilt die Lagerstätte auf Spitzbergen als Hoffnung für die Zukunft. Doch nur eine bedingungslose Umsetzung der Ziele des Millenniumsgipfels der Vereinten Nationen vom September 2000 kann die extreme Armut als eine der entscheidenden Ursachen für Hunger und Unterernährung minimieren. Nach einer Schätzung der Welternährungsorganisation FAO lebten Anfang 2006 in den Entwicklungsländern rund 850 Millionen unterernährte Menschen. Dazu kamen neun Millionen aus den westlichen Industrieländern, 28 Millionen aus den einstigen Ostblockstaaten. In den Entwicklungsländern konnte der Anteil Hungerer von 20 Prozent im Jahr 1992 auf 17 Prozent im Jahr 2006 gesenkt werden. Bedingt durch ein gleichzeitiges Wachstum der Weltbevölkerung ist die absolute Zahl der Hungernden nur wenig zurückgegangen und steigt momentan sogar wieder an.

Vom Hunger besonders betroffen sind Südostasien und Afrika. In den Ländern südlich der Sahara sind zwei Drittel der Menschen chronisch unterernährt. Der Selbstversorgungsgrad der Bevölkerung sinkt besonders in Afrika, was neben der erwähnten Austrocknung auch mit Erosionen, Überschwemmungen oder der Versiegelung landwirtschaftlicher Nutzflächen zu tun hat. Nur elf Prozent der Erdoberfläche sind momentan landwirtschaftlich nutzbar. Bisher nicht bewirtschaftete Ersatzflächen gibt es zwar, doch diese sind größtenteils bewaldet.

Die Faszination der Samenbank auf Spitzbergen liegt in der Möglichkeit, Saatgut von 4,5 Millionen Proben der 21 wichtigsten Nutzpflanzenarten der Erde über die unvorstellbar lange Zeit von 10.000 Jahre aufzubewahren. Den erwähnten Millenniumszielen – beispielsweise einer Halbierung der in absoluter Armut Lebenden bis 2015 – kann die Menschheit nur durch international gebündelten politischen Willen gepaart mit unvorstellbar großen Anstrengungen einer Klimafolgenprophylaxe in der Land-, Wasser- und Forstwirtschaft näher kommen

(bevorzugte Zielgruppe: Mittelschüler, Gymnasiasten - noch offen -)

## HUBERT LAITKO

### »...es wird *eine* Wissenschaft sein«

#### Taugt Karl Marx' Jugendvision (1844) als Leitbild für die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts – immer noch oder jetzt erst recht?

Das Motto dieses Vortrages ist Teil einer berühmten Aussage, die vollständig lautet: »Die Naturwissenschaft wird später eben so wohl die Wissenschaft von d[em] Menschen, wie die Wissenschaft von d[em] Menschen die Naturwissenschaft unter sich subsumieren; es wird *eine* Wissenschaft sein«. Die Passage entstammt den 1844 niedergeschriebenen *Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten* von Karl Marx<sup>1</sup>. Die drei Hefte, die unter diesem Titel firmieren, wurden 1932 in der ersten MEGA erstmals veröffentlicht. Nach 1945 waren sie für interessierte Leser praktisch nicht mehr erreichbar; für die Öffentlichkeit – wenn auch nicht für den kleinen Kreis der spezialisierten Marx-Engels-Forscher – kam ihre 1955 in den *Kleinen ökonomischen Schriften* von Karl Marx und Friedrich Engels in der DDR erfolgte Drucklegung einer Neuentdeckung gleich<sup>2</sup>.

Dieser Atem intellektueller Provokation war dem Text auch noch eigen, als ich 1956 in Leipzig zum Philosophiestudium kam. Er kontrastierte auf frappierende Weise mit der ledernen, langatmigen und bürokratisch durchnormierten Sprache, die den aus dem Russischen übersetzten ML-Texten eigen war<sup>3</sup>. Ganz gleich, was wir als Studenten damals vom originalen Marx wirklich verstanden hatten – und wir dürften eher wenig verstanden haben –, wir empfanden schon, dass sich darin ein Konzept im Werden, in statu nascendi zu erkennen gab und dass auch die dafür verwendete Sprache im Fluss

---

<sup>1</sup> Karl Marx: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte (Erste Wiedergabe)*. MEGA Erste Abt. Bd. 2. Berlin 1982, S. 272.

<sup>2</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: *Kleine ökonomische Schriften*. Berlin 1955.

<sup>3</sup> Hans-Peter Krüger hat 1990 – in lockerem Zusammenhang mit dem vom Ende der DDR praktisch, keineswegs aber gedanklich überholten Projekt »Moderner Sozialismus« um Dieter Klein an der Berliner Humboldt-Universität – einen interessanten Versuch unternommen, die unter dem Etikett »Marxismus-Leninismus« (ML) bekannte ideologische Konstruktion mit dem originären Marxschen Denken zu konfrontieren. – Hans-Peter Krüger: *Moderne Gesellschaft und »Marxismus-Leninismus«* schließen einander aus. In: INITIAL 1990, H. 2, S. 149-154. Nachdruck in: *Ders.: Demission der Helden. Kritiken von innen 1983 – 1992*. Berlin 1992, S. 170 – 181.

war und es somit inadäquat gewesen wäre, den darin verwendeten Termini eine über trockene Definitionen festzulegende kanonische Bedeutung abtrotzen zu wollen. Vielleicht haben wir bei der Lektüre auch gefühlt, dass in diesem Text ein junger Mann – mit 26 Jahren kaum älter als wir damals – dabei war, seine Position zu bestimmen, aber noch keineswegs das Ende dieses Weges erreicht hatte. Gleiche Alterskohorten fühlen sich mitunter auch über Jahrhunderte hinweg zueinander hingezogen, und die studentische Jugend von 1956 – in einer bewegten Zeit in der DDR gerade dabei, die ihr eben erst übergestülpte Last der Stalinschen Schematik abzuschütteln – erkannte im Aufbegehren der Jugend von 1844 gegen die Autoritäten der Tradition bei allem Unterschied der Epochen etwas Verwandtes, so wie ich mich in meinem jetzigen Lebensalter eher von der vermittelnden Ausgeglichenheit, der verstehenden Toleranz und der leisen Skepsis der Engelsschen Altersbriefe berührt fühle.

Hier geht es nicht um eine Marx-Exegese und auch nicht um eine ideengeschichtliche Analyse der Bedeutung dieses Textes im Entstehungsprozess der Gesamtkonzeption von Marx und Engels. Vielmehr wird die zitierte Stelle zum Ausgangspunkt genommen, um die Frage zu erörtern, inwieweit Wissenschaft in der Lage ist, Zukunft zu antizipieren – die der Gesellschaft und, insbesondere, ihre eigene. Bei diesem Satz handelt es sich ohne Zweifel um eine Aussage über die Zukunft der Wissenschaft, und zwar nicht eines bestimmten Fachgebietes, sondern der Wissenschaft insgesamt. Es ist zudem eine Aussage visionären Charakters, die weder einen annähernden Zeithorizont für den antizipierten Prozess angibt noch die Bedeutung des zentralen Verbs »subsumieren« erläutert, so dass hinsichtlich des möglichen Zukunftszustandes der Wissenschaft, der damit gemeint sein könnte, große Interpretationsfreiheit besteht. Spezifiziert ist die Aussage nur insofern, als von einer großen Zweiteilung der Wissenschaftsgebiete (alle anderen innervissenschaftlichen Differenzierungen werden durch diese Aussage gar nicht tangiert) ausgegangen und ein Zustand vorgedacht wird, in dem beide einander wechselseitig subsumieren – also ein zyklisches, reziprokes Verhältnis. Das »eine« in der Quintessenz: »es wird *eine* Wissenschaft sein« wird offenbar nicht reduktionistisch, sondern dialektisch verstanden. In diesem antizipierten Zustand sollte demnach nicht der Unterschied zwischen den Wissenschaften vom Menschen und den Wissenschaften von der Natur verschwinden. Vielmehr sollten beide, unter Beibehaltung ihres Unterschiedes, in einen zyklischen, rekursiven Zusammenhang, in ein Verhältnis positiver wechselseitiger Bedingtheit zueinander treten. So weit kann man in der Interpretation wohl gehen, ohne das Risiko, das von Marx Gemeint gänzlich zu verfehlen. Als begeisterter Schüler Hegels war der junge Marx durch und durch Dialektiker; heute frei-

lich machen es uns die dialektischen Denkfiguren, nachdem wir uns ihrer lange ent-  
wöhnt haben, wieder schwieriger, solchen Texten zu folgen. Im übrigen sollte man  
auch nicht zu viel in sie hineininterpretieren – das in Rede stehende Diktum war ein  
großer Wurf eines jungen Genies, aber keineswegs etwa Ergebnis einer umfassenden  
Analyse des Zustandes der zeitgenössischen Wissenschaft. Marx hatte damals umfas-  
send Hegel studiert – und von diesem hatte er offenbar auch die Idee von der Einheit  
der Wissenschaft übernommen –, und er hatte mit seinen Studien der Ökonomie (Jean-  
Baptiste Say, Adam Smith) begonnen, um damit, wie es sein politisches Engagement  
verlangte, ein konkreteres Bild der Gesellschaft zu gewinnen, als es allein durch den  
philosophischen Zugriff möglich war. Studien über die zeitgenössische Naturwissen-  
schaft und deren Geschichte hatte er damals hingegen noch nicht getrieben, während er  
in späteren Jahrzehnten, wie die neueren Arbeiten an den Exzerptbänden der MEGA  
umfassend gezeigt haben, weitaus stärker mit naturwissenschaftlichen Studien befasst  
war, als das herkömmliche Bild von der »Arbeitsteilung« zwischen ihm und seinem  
Freund Engels suggerierte<sup>4</sup>.

Die visionäre Idee von der dialektischen Vereinigung der beiden Flügel der Wissen-  
schaften kontrastierte gerade in den Jahren, als die *Ökonomisch-philosophischen Manu-  
skripte* wieder verfügbar wurden, mit einer Debatte, die damals unter den Intellektuel-  
len der westlichen Länder leidenschaftlich geführt wurde. Im Jahre 1950 – drei Jahre  
vor der Wiederveröffentlichung der Marxschen Vision – hatte der britische Physiker  
und Schriftsteller Charles Percy Snow seinen Essay *The two cultures and scientific re-  
volution* veröffentlicht. Snow war schon seit langem lebhaft an allen Problemen der  
Stellung der Wissenschaft in der Gesellschaft interessiert; schon 1934 hatte er seinen  
Freund John Desmond Bernal zum Helden eines Romans (*The search*) gemacht<sup>5</sup>. Nun-  
mehr konstatierte er, dass die »sciences« und die »humanities« nicht nur zwei Gruppen  
von Wissenschaften mit je unterschiedlichen Gegenständen und Methoden darstellten,

---

<sup>4</sup> Karl Marx – zwischen Philosophie und Naturwissenschaften. Hrsg. von Anneliese Griesel und  
Hans-Jörg Sandkühler. Frankfurt a. M. 1997; Hubert Laitko: Die späten Chemiestudien von Karl  
Marx: Fakten und Fragen. In: Zeitschrift Marxistische Erneuerung 11 (2000) 44, S. 143-150; Karl  
Marx und die Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung.  
Neue Folge 2006. – Das erneuerte Interesse an dieser Problematik lenkt die Aufmerksamkeit wie-  
der auf eine frühe Pionierarbeit, die sich dem Thema mit einer relativ zum damaligen Stand der  
Quellenschließung bemerkenswerten Vollständigkeit widmete: Kurt Reiprich: Die Beziehung  
der marxistischen Philosophie zur Entwicklung der Naturwissenschaft in der Periode von 1871 –  
1895. Phil. Habilitationsschrift. Berlin 1966; ders.: Die philosophisch-naturwissenschaftlichen Ar-  
beiten von Karl Marx und Friedrich Engels. Berlin 1969.

<sup>5</sup> Charles Percy Snow: *The Search*. London 1934.

sondern sogar zwei unterschiedliche Kulturen – und zwar, was ihn ernsthaft beunruhigte, zwei Kulturen, die durch eine Kluft voneinander getrennt waren, sich immer weniger zu sagen hatten und immer weiter auseinander drifteten<sup>6</sup>. Die Debatte, die von Snows Alarmruf ihren Ausgang genommen hatte, entfaltete sich systemübergreifend; in der sowjetischen Wochenzeitung »Literaturmaja gazeta« beispielsweise wurde lebhaft über den Konflikt zwischen den Positionen der »Physiker« und jenen der »Lyriker« gestritten. Am Rande sei hier bemerkt, dass die von Marx apostrophierte Dichotomie zwischen Wissenschaften von der Natur und Wissenschaften vom Menschen mit jener zwischen »sciences« und »humanities« nicht ohne weiteres identisch ist; wenn man »science« umstandslos mit »Wissenschaft« übersetzt, entstehen Mehrdeutigkeiten, und unter »humanities« wird im englischen Sprachraum nicht nur das gefasst, was heute »Geisteswissenschaften« heißt, sondern auch das ganze Feld der wortgebundenen Künste, Literatur, Literaturkritik usw.<sup>7</sup> Die Berücksichtigung dessen nötigt zwar, Snows Diagnose subtiler zu fassen, doch sie ändert an ihr nichts Grundsätzliches; ob sie allerdings zutraf, wurde zu keiner Zeit einhellig beurteilt, sie hatte ebenso enthusiastische Befürworter wie polemische Kritiker.

Naive Betrachter hätten nun in den 1950er Jahren annehmen können, dass Snow vielleicht nur einen Missstand des westlichen Wissenschaftsbetriebes zutreffend benannt hätte, während dort, wo der Marxismus Staatsdoktrin war, zumindest der Weg zur Realisierung der Marxschen Vision energisch beschritten worden wäre. Auf den ersten Blick sah es auch gerade so aus. Die Idee der materiellen Einheit der Welt gehörte zu den Basisprinzipien der marxistischen Philosophie, wie sie gelehrt und monographisch dargestellt wurde<sup>8</sup>. Dieses Prinzip wurde sowohl struktur- als auch evolutionstheoretisch ausargumentiert. Die Einheit der Wissenschaft(en) wurde als selbstverständliche Konsequenz aus dem ontologischen Postulat von der materiellen Einheit der Welt angesehen. Ferner war in der wissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Welt die Di-

---

<sup>6</sup> Die zwei Kulturen.: literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion. Hrsg. von Helmut Kreuzer. München 1987; Helmut Bachmaier: Glanz und Elend der zwei Kulturen: über die Verträglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften. Konstanz 1991; Natur- und Geisteswissenschaften – zwei Kulturen? Hrsg. von Helmut Reinalter. Innsbruck / Wien / München 1999; Jost Halfmann: Zwei Kulturen der Wissenschaft – revisited. Weilerswist 2007.

<sup>7</sup> Hubert Laitko: Die Idee der »science of science« – ein Vermächtnis John Desmond Bernal's. In: Mit der Wissenschaft in die Zukunft. Nachlese zu John Desmond Bernal. Hrsg. von Hubert Laitko und Andreas Trunschke. Potsdam 2003, S. 129-164

<sup>8</sup> Helena Eilstein: Jedność materialna świata. Warszawa 1961.



chotomie von »sciences« und »humanities«, von Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften zumindest verbal verschwunden. Alle diese Felder waren nunmehr *Gesellschaftswissenschaften*, und ihrer postulierten grundlegenden Gemeinsamkeit entsprach die Intention, überall Gesetze zu suchen. Auch die historischen Disziplinen wurden als Gesetzeswissenschaften qualifiziert – die Unterscheidung von nomothetischen Disziplinen auf der einen, idiographischen, hermeneutischen oder narrativen Disziplinen auf der anderen Seite gehörte in die Rumpelkammer des Neukantianismus und hatte in der marxistischen Gesellschaftswissenschaft nichts zu suchen. Wenn nun – nach den erkenntnistheoretischen Prämissen – sowohl Naturwissenschaften als auch Gesellschaftswissenschaften auf Gesetzeskenntnis ausgehen, dann müssen sie ungeachtet aller großen und auch zugestandenen Unterschiede im erkennenden Vorgehen doch etwas Gemeinsames besitzen, das tiefer liegt als jene Unterschiede und dessen Bewusstmachen es ihnen erleichtern sollte, kooperativ zu forschen und integrative, synthetische Theorien zu formulieren<sup>9</sup>.

Nach dieser programmatischen Vorgabe hätte man erwarten dürfen, dass die staatssozialistischen Länder – jedenfalls solche mit traditionsstarken und leistungsfähigen Wissenschaftssystemen wie die DDR, die ČSSR und die Sowjetunion – bei der frühzeitigen Ausformung von Gebieten im Übergangsfeld von Natur- und Gesellschaftswissenschaften die internationale Avantgarde bilden würden, wenn nicht mit kostenintensiven empirischen Untersuchungen, so doch zumindest mit kühnen, vorausschauenden Konzepten, die den Weg zu solchen Untersuchungen weisen. Generell sind solche Gebiete, zumal in der Startphase, um Größenordnungen weniger aufwändig als Kostenschwergewichte wie Hochenergie- bzw. Teilchenphysik oder Raumfahrt. Die ursprünglichen Initiativen auf Feldern wie Umweltforschung, Humanökologie und Ökosystemdynamik auf allen Ebenen von der lokalen bis zur globalen Ökologie, sozialökonomisch und soziokulturell integrierte Innovationsforschung, prospektive Technikfolgenabschätzung und deren Rückbezug auf die Technikgenese hätten vom institutionalisierten Marxismus ausgehen sollen. Wäre die Häufigkeit, mit der die »Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften« bzw. die Integration beider beschworen wurde, ein Indikator für wirklich stattfindende Integrationsprozesse gewesen, dann hätten avantgardistische Ideen mit großem Zukunftspotential geradezu systematisch entstehen müssen<sup>10</sup>.

---

<sup>9</sup> Frank Fiedler: *Von der Einheit der Wissenschaft*. Berlin 1964; ders.: »Einheitswissenschaft« oder Einheit der Wissenschaft? Berlin 1964.

<sup>10</sup> Hubert Laitko: *Marx' theoretisches Erbe und die Idee der nachhaltigen Entwicklung*. In: Karl Marx und die Naturwissenschaften (wie Anm. 4), S. 63-81; Hubert Laitko: *Theorie und Pro-*

Vielleicht ist das in Einzelfällen auch geschehen – ein solcher Fall war möglicherweise das von philosophischen Überlegungen inspirierte und vor allem an der Humboldt-Universität zu Berlin verfolgte Programm »Der Mensch als biopsychosoziale Einheit«, aus dem sich das interdisziplinäre Forschungsfeld »Humanontogenetik« herausgebildet hat, das zwar inzwischen über eine internationale Zeitschrift verfügt, aber bis heute nur durch ehrenamtliche Initiativen zusammengehalten wird und keine budgetierte Institutionalisierung besitzt<sup>11</sup>. Generell aber kann von einer Pionierrolle des Marxismus im 20. Jahrhundert auf diesem weiten Feld keine Rede sein. Das typische Verhaltensmuster war das zögernde, misstrauische, reaktive Aufgreifen solcher Fragestellungen, nachdem sie schon einige Zeit im Westen erörtert worden waren, statt neue Themen aktiv in die internationale Diskussion zu bringen und damit zumindest den Versuch zu unternehmen, deren Agenda zu bestimmen<sup>12</sup>.

Während Rückstände bei der Bearbeitung rein naturwissenschaftlicher oder technischer Themen in der Regel nicht durch Misstrauen gegenüber der Problematik selbst, sondern durch Ressourcenschwäche bedingt waren, bildete bei Gegenständen mit explizitem Gesellschaftsbezug ideologisches Misstrauen einen Faktor zusätzlicher Verzögerung. Ein Beispiel dafür war die Behandlung der Ökosysteme als integrierter Systeme aus sozialen, technischen und natürlichen Komponenten – insbesondere des globalökologischen Systems und seiner Entwicklungsdynamik, dessen kritischer Zustand mit der Publikation der *Limits to growth* im Jahre 1972 schlagartig in den Blickpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit trat<sup>13</sup>. Grundlage für den außerordentlichen Erfolg dieses Buches waren: ein hochmotiviertes multidisziplinär (und auch international) zusammengesetztes Team um Dennis und Donella Meadows; eine ebenso inspirierende wie fordernde intellektuelle Atmosphäre, wie sie am Massachusetts Institute of Technology (M.I.T.) bestand, an dem dieses Team angesiedelt war; ein für die Simulation komple-

---

gramm: zum Verhältnis von Deskriptivem und Präskriptivem (Normativem) im Nachhaltigkeitskonzept. In: Theoretische Grundlagen nachhaltiger Entwicklung. Beiträge und Diskussionen. Hrsg. von Klaus Meier und Evelin Wittich. Berlin 2007, S. 87-146.

<sup>11</sup> Die Biopsychosoziale Einheit Mensch. Begegnungen. Festschrift für Karl-Friedrich Wessel. Hrsg. von Friedrich Kleinhempel, Anette Möbius, Hans-Ulrich Soschinka, Michael Wassermann. Bielefeld 1996.

<sup>12</sup> Ein charakteristisches und dabei gut untersuchtes Exempel ist die Rezeption der Kybernetik. – Kybernetik steckt den Osten an. Aufstieg und Schwierigkeiten einer interdisziplinären Wissenschaft in der DDR. Hrsg. von Frank Dittmann und Rudolf Seising. Berlin 2007.

<sup>13</sup> Dennis Meadows, Donella Meadows, Erich Zahn, Peter Milling: Die Grenzen des Wachstums. Stuttgart 1972.

xer Systeme und ihrer Dynamik geeignetes mathematisches »tool«, wie es in Gestalt der von Jay Forrester entwickelten »systems dynamics« vorlag<sup>14</sup>, verbunden mit der damals fortgeschrittensten rechentechnischen Ausstattung; mit dem im April 1968 gegründeten Club of Rome ein autoritativer und potenter Auftraggeber<sup>15</sup>; schließlich eine solide Finanzierung, die erstaunlicherweise kein amerikanischer Sponsor, sondern die Volkswagen-Stiftung aus der Bundesrepublik Deutschland übernommen hatte.

Das Projekt basierte inhaltlich auf zwei wesentlichen Ideen, die mit der genannten Ausstattung auch methodisch durchgeführt werden konnten. Die erste Grundidee war das Denken in Entwicklungsalternativen. Diese Denkweise war unter den Futurologen der 1960er Jahre als Antithese zu einem alternativlosen Geschichtsdeterminismus weit verbreitet; beispielsweise gebrauchte Ossip K. Flechtheim, der 1970 eine zusammenfassende Darstellung seiner Futurologie veröffentlichte<sup>16</sup>, das Wort »Zukunft« im Plural und sprach von »möglichen Zukünften«: »Die Zukunft ist niemals eindeutig festgelegt; innerhalb bestimmter Grenzen oder, wie man heute sagt, Parameter bleiben mehrere Wege offen. Deshalb hat die Pluralform ‚Zukünfte‘ ihre Berechtigung. Vieles mag unwiederbringlich verloren und in Zukunft nicht mehr möglich sein, aber noch können wir zwischen verschiedenen Zukünften wählen«<sup>17</sup>. Die zweite Grundidee war der Gedanke, dass in einer endlichen Welt nichts unbegrenzt wachsen könne und dass das fortgesetzte schrankenlose Wirtschaftswachstum die tiefere Ursache der globalökologischen Krise sei.

An der Meadows-Studie hatte der Marxismus keinerlei Anteil. Allenfalls kann man ihm einen indirekten und eher zufälligen Beitrag zuschreiben, weil der sowjetische Ökonom und Managementtheoretiker Džermen Gvišiani die Verbindung zwischen Aurelio Peccei und Alexander King herstellte, die gemeinsam die Gründung des Club of Rome initiierten. Die erste öffentliche Reaktion im Osten aber war Skepsis und negative Polemik. Vor allem die kritische Haltung zum Wirtschaftswachstum wurde dem Buch angekreidet; man sah darin einerseits den Versuch, die Erschöpfung der Wachstumskräfte des

---

<sup>14</sup> Jay Wright Forrester: Der teuflische Regelkreis: das Globalmodell der Menschheitskrise. Stuttgart 1972.

<sup>15</sup> Jürgen Streich: 30 Jahre Club of Rome: Anspruch – Kritik – Zukunft. Basel / Boston / Berlin 1997.

<sup>16</sup> Ossip K. Flechtheim: Futurologie. Der Kampf um die Zukunft. Köln 1970; Mario Keßler: Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenker (1909 – 1998). Köln / Weimar / Wien 2007.

<sup>17</sup> Ossip K. Flechtheim: Ist die Zukunft noch zu retten? Hamburg 1987, S. 12.

Kapitalismus gegenüber dem behaupteten energischen Wachstum der staatssozialistischen Wirtschaften ideologisch zu beschönigen, andererseits die subversive Absicht, letzteres zu lähmen, indem Wirtschaftswachstum überhaupt diskreditiert wurde. Heute ist evident, dass die *Grenzen des Wachstums* zwar nicht der absolute Anfang, wohl aber ein mächtiger Katalysator für den Aufschwung eines Gebietes waren, das ein zentrales Feld der Wechselwirkung von Natur und Gesellschaft bearbeitet und in der Idee der Nachhaltigkeit kulminiert. Zugleich ist aber auch nicht zu verkennen, dass die theoretische Grundlage dieses inzwischen unüberschaubar großen Gebietes von Forschungen weiterhin schwach ist und eher durch eine Art Patchwork als durch eine konsistente Theorie gebildet wird.

Hätte nicht möglicherweise der marxistische Ansatz das prognostische Potential enthalten, von dem aus das Problemfeld, das mit den Studien des Club of Rome in einen stabilen Bearbeitungsrahmen gestellt worden ist, wesentlich früher zu markieren gewesen wäre? Nach meiner Ansicht kann man diese Frage vorsichtig bejahen. Marx hatte seiner ökonomischen Theorie – anders als die noch immer dominierenden neoklassischen Theorien der Mainstream-Ökonomie unserer Zeit – bekanntlich den Begriff der Arbeit und nicht den des Austausches zugrunde gelegt und die Arbeit als produktive Aneignung der Natur durch den Menschen und den dadurch bedingten »Stoffwechsel« zwischen Gesellschaft und Natur bestimmt. Diese Bestimmung ist in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* bereits präformiert: »Das Gattungslieben, sowohl beim Menschen als beim Thier, besteht physisch einmal darin, daß der Mensch (wie das Thier), von der unorganischen Natur lebt, und um so universeller der Mensch als das Thier, um so universeller ist der Bereich der unorganischen Natur, von der er lebt. [...] Die Universalität des Menschen erscheint praktisch eben in der Universalität, die die ganze Natur zu seinem *unorganischen* Körper macht, sowohl insofern sie 1. ein unmittelbares Lebensmittel, als insofern sie 2. Gegenstand \ Materie und das Werkzeug seiner Lebenstätigkeit ist. Die Natur ist der *unorganische Leib* d[es] Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozeß bleiben muß, um nicht zu sterben. Daß das physische und geistige Leben d[es] Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andern Sinn, als dass die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur«<sup>18</sup>.

---

<sup>18</sup> Marx, *Ökonomisch-philosophische* (wie Anm. 1), S. 239-240.

Ergänzt durch die in diesem Text ebenfalls bereits enthaltene Prämisse eines lückelosen Evolutionszusammenhangs von Natur und Gesellschaft<sup>19</sup> und die Hypothese, der ganze Komplex der gesellschaftlichen Verhältnisse sei von den ökonomischen her und damit von der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur her bestimmt, ergab sich so eine theoretische Matrix, die hervorragend geeignet sein sollte, in intensiver Wechselwirkung mit empirischer Forschung konkrete Konzepte zur Erfassung und zum Entwurf hybrider Systeme aus natürlichen und gesellschaftlichen Komponenten zu generieren. Speziell für die Spezies der Ökosysteme bestand zudem eine außerordentlich günstige ideengeschichtliche Zufallskonstellation, da sich in der Sowjetunion das Sphärenkonzept des Geochemikers Vladimir I. Vernadskij<sup>20</sup> großer Popularität erfreute – ein Faktum, das in einer ideologischen Atmosphäre des marxistischen Monopolanspruchs nicht selbstverständlich war, denn Vernadskij war kein Marxist, und sein Sphärenkonzept war entsprechend kein marxistisches, doch es war marxismuskompatibel und wurde von einer Reihe sowjetischer Philosophen und Sozialtheoretiker so behandelt. Damit war nicht nur die auf Marx zurückgehende theoretische Matrix verfügbar, sondern obendrein auch eine theoretische Formation, die eine Fülle modernen naturwissenschaftlichen Wissens in sich aufnahm und über die von Teilhard de Chardin übernommene Idee der Noosphäre<sup>21</sup> auch für das Wissen vom Menschen und seinen Verhältnissen anschlussfähig war. Das Sphärenkonzept war insofern kein rein naturwissenschaftliches oder auch naturphilosophisches und hätte so durchaus als erster Schritt zur Generierung eines zeitgemäßen Konzepts des globalökologischen Zusammenhangs in Frage kommen können.

Warum ist das damals institutionell wohletablierte marxistische Denken dem interdisziplinären Anspruch des Meadows-Projekts nicht zugekommen? Warum hat die an-

---

<sup>19</sup> Der Schlüsselsatz, der evolutionstheoretisch expliziert werden kann und muss, steht unmittelbar vor der eingangs zitierten Stelle, die das Motto dieses Beitrages bildet: »Die Geschichte selbst ist ein wirklicher Theil der *Naturgeschichte*, des Werdens der Natur zum Menschen«. – Marx, Ökonomisch-philosophische (wie Anm. 1), S. 272.

<sup>20</sup> Vladimir I. Vernadskij: *Biosfera*. Leningrad 1966.

<sup>21</sup> Vladimir I. Vernadskij: *Biosfera i noosfera*. Moskva 1989; Peter Krüger: Von der Biogeochemie zur Noosphäre – die Geochemie als »Denkzeug«. Zum 50. Todestag des russischen Naturforschers W. I. Vernadskij. In: *UTOPIE kreativ* H. 51, 1995, S. 35-46; Klaus Fuchs-Kittowski, Peter Krüger: The noosphere vision of Pierre Teilhard de Chardin and Vladimir I. Vernadsky in the perspective of information and world wide communication. In: *World Futures* 50 (1997), S. 757-784; George S. Levit: *Biogeochemistry – Biosphere – Noosphere. The Growth of the Theoretical System of Vladimir Ivanovich Vernadsky*. Berlin 2001.

gedeutete theoretische Matrix nicht als Generator von integrativen Ideen funktioniert, die geeignet gewesen wären, internationale Prioritäten zu setzen und ähnliches weltweites Aufsehen zu erregen wie die technische Leistung des Sputnikstarts? Diese Frage ist bisher nicht schlüssig zu beantworten, doch man muss sie ernstnehmen, wenn man erkunden will, ob solche epochalen Leitgedanken wie der eingangs zitierte von Karl Marx überhaupt eine Chance haben, inspirierend und gestaltend zu wirken. Eine vordergründige Antwort wie die Berufung auf unmittelbare politisch-ideologische Repression (von der etwa Wissenschaftler wie Robert Havemann oder Andrej Sacharov betroffen waren, die das strukturelle Demokratiedefizit des staatssozialistischen Systems kritisierten) wäre in diesem Fall nicht stichhaltig. So weit war in den 1960er Jahren in der philosophischen und gesellschaftstheoretischen Arena die Entdogmatisierung immerhin schon fortgeschritten, dass integrative Ideen der hier erörterten Art eine gewisse Chance gehabt hätten. Es gab meines Wissens auch keine diesbezüglichen Ansätze, die zwar vorhanden gewesen wären, infolge Zensur und Repression aber nicht hätten verbreitet und entwickelt werden können.

Ich sehe drei mögliche Erklärungen für dieses offenkundige Defizit, die sich nicht notwendig ausschließen müssen, sondern auch nebeneinander gelten können.

Die *erste* und zugleich auch oberflächlichste Erklärung liegt in der absoluten Wachstumsfixierung der herrschenden Ideologie und Politik, die mit der Systemkonkurrenz verbunden war und sich aus den unmittelbaren Reaktionen auf *Limits to growth* ablesen ließ<sup>22</sup>.

Einen *zweiten*, tieferliegenden Grund sehe ich in der paradigmatischen Entwicklung der politischen Ökonomie im Rahmen des Marxismus-Leninismus, die das im Arbeitskonzept von Marx liegende Versprechen einer Synthese von natur- und gesellschaftswissenschaftlichem Vorgehen nicht einlöste, sondern sich im wesentlichen zu einer Wissenschaft von den Produktionsverhältnissen und damit zu einer reinen Sozialwissenschaft entwickelte. Die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, die sich als eine fachwissenschaftliche Konkretisierung der Marxschen Leitidee verstehen ließ, wurde eher philosophisch postuliert, nicht aber in der Entwicklung interdisziplinärer Forschungsrichtungen und synthetischer Spezialgebiete eingelöst.

---

<sup>22</sup> Im Verlauf der 1970er Jahre stellte sich allerdings allmählich eine differenziertere Betrachtungsweise ein. Harry Maier behandelte die Frage, ob es Grenzen des ökonomischen Wachstums gäbe, als eine solche, die sich nicht einfach mit Ja oder Nein beantworten lässt. – Harry Maier: Gibt es Grenzen des ökonomischen Wachstums? Berlin 1977.

Eine *dritte* mögliche Erklärungsinstanz ist die Dominanz des deterministischen Paradigmas, das die Einsicht in die Komplexität der Gesellschaft und des Systems der Wechselbeziehungen von Gesellschaft und Natur erschwerte und das Denken in grundlegenden gesellschaftlichen Entwicklungsalternativen oder -optionen blockierte. Dieser Gesichtspunkt bedarf eines Kommentars. Während die Entwicklung der politökonomischen Theorie im Rahmen des Marxismus-Leninismus als eine in der nachfolgenden Rezeption und Bearbeitung eingetretene Vereinfachung eines ursprünglich komplexeren Ansatzes aufgefasst werden kann, geht die übergreifende Dominanz des deterministischen Paradigmas auf Marx und Engels selbst zurück. Dieses Paradigma bildet das philosophische Rückgrat ihrer Gesellschafts- und Geschichtstheorie. Von vielen Kritikern ist ihnen im 20. Jahrhundert vorgehalten worden, sie hätten die Erwünschtheit einer sozialistischen Perspektive der Gesellschaft zu ihrer quasi-naturgesetzlichen Gewissheit überhöht. Allerdings wäre es unhistorisch, daraus einen Vorwurf an die Adresse von Marx und Engels selbst zu machen. Im Gegenteil – durch die Verknüpfung des Gesetzeskonzepts mit der über Hegel vermittelten Dialektik haben sie den Determinismus so weit flexibilisiert, wie es in der Denkwelt des 19. Jahrhunderts überhaupt nur möglich war. Schwerlich wird man Zeitgenossen finden, die darin noch weiter gegangen wären als sie – aber am Gedanken des Entwicklungsgesetzes oder der Entwicklungsgesetzmäßigkeit für die Gesellschaft haben sie festgehalten<sup>23</sup>. Ein Vorwurf – sofern man in erkenntnistheoretischen Fragen überhaupt mit dieser moralisierenden Kategorie operieren darf – ist allenfalls an jene zu richten, die sich im 20. Jahrhundert als Marx' und Engels' Nachfolger sahen, ohne dabei hinreichend die Konsequenzen deutlich zu machen, die aus der gewaltigen Entwicklung der Wissenschaft seit den Zeiten der beiden Denker gezogen werden mussten.

Die visionäre Aussage von Marx über die Zukunft der Wissenschaft habe ich hier als eine Prognose bezeichnet, weil sie nicht als bloße Behauptung hingestellt, sondern als Konsequenz aus einem theoretischen Kontext formuliert ist. Daran ändert nichts, dass sich dieser Kontext selbst im Fluss befindet. Der Argumentationskontext hat, sehr schematisch ausgedrückt, die folgende Gestalt:

---

<sup>23</sup> Eine subtile, viele Seiten des Themas behandelnde Diskussion dieser Problematik liefert: Wolfgang Kuttler: Formationstheorie zwischen Dogma und Wissenschaft. In: UTOPIE kreativ H. 73/74, November 1996, S. 65-80; ders.: Gesellschaftstheorie, Ökonomie und Geschichte. Karl Marx im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext der Modernisierung des Geschichtsdenkens. MPI für Wissenschaftsgeschichte. Preprint 41. Berlin 1996.

*In der kapitalistischen Wirtschaft ist der Arbeiter von seiner Arbeitstätigkeit und von deren Produkt entfremdet. Eine Implikation dieser Entfremdung ist die zwischen den Naturwissenschaften und den Wissenschaften vom Menschen bestehende Kluft. Die Überwindung der Entfremdung bedeutet die Humanisierung der Natur und die Naturalisierung der menschlichen Gesellschaft. Derivat und Erfordernis dieses gesellschaftlichen Wandels ist die Schließung der Kluft zwischen den beiden Wissenschaftsblöcken – ihre Synthese in Gestalt ihrer wechselseitigen Subsumtion, nicht der Nivellierung ihrer Unterschiede.*

Die Interpretation dieser Denkschritte müsste unter Berücksichtigung des Platzes der *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte* in Marx' intellektueller Biographie erfolgen; das ist im Rahmen dieses Beitrages nicht möglich. Festzuhalten ist nur, dass es sich nicht um eine wissenschaftsinterne Prognose handelt, sondern um eine solche, bei der aus einem angenommenen gesellschaftlichen Wandel auf einen korrespondierenden Wissenschaftswandel geschlossen wird. Diese Art von Prognosen ist außerordentlich wichtig – aber ihre Tragfähigkeit hängt natürlich von der Verlässlichkeit des Fundaments ab, von dem sie ausgeht. Dem Marxismus ist ein extrem hohes gesellschafts-prognostisches Potential zugeschrieben worden, und über Jahrzehnte schien es sich auch zu bestätigen. Man konnte sich dabei auf teilweise frappierende Formulierungen berufen wie etwa die bekannte Vorausschau von Friedrich Engels auf den ersten Weltkrieg und dessen wahrscheinliche Folgen: »Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahl fressen wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnot, Seuchen, allgemeine, durch akute Not hervorgerufene Verwilderung der Heere wie der Volksmassen; rettungslose Verwirrung unseres künstlichen Getriebes in Handel, Industrie und Kredit, endend in allgemeinem Bankrott; Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart dass die Kronen zu Dutzenden über das Straßenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit vorherzusehen, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird«. Diese Passage wurde 1888 niedergeschrieben, also mehr als ein Vierteljahrhundert vor dem Ausbruch des Krieges, und auch das bis dahin unübliche Wort »Weltkrieg« wurde hier schon verwendet.

Wenn man den wirklichen Verlauf des ersten Weltkriegs kennt, erscheint diese Vorausschau Wort für Wort ungeheuer hellsichtig. Aber bei Engels folgt noch ein weiterer



Satz: »Nur ein Resultat ist absolut sicher: Die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung des schließlichen Sieges der Arbeiterklasse«. Genau dies war, wie wir heute wissen, der wunde Punkt, die deterministische Bürde; ausgerechnet jene seiner Aussagen, die die allerproblematischste war, präsentierte Engels als die allergewisseste. Ossip K. Flechtheim wandte gegenüber dieser ganzen Argumentationsweise ein, der als Wissenschaft auftretende Fortschrittsglaube der marxistischen Gründerväter habe dafür gesorgt, dass der Marxismus nicht nur Wissenschaft, sondern auch Heilslehre wurde. Innerhalb dieser Lehre sei eine Falsifizierung zentraler Thesen nicht angelegt – damit seien Marx und Engels teilweise verantwortlich für die Kanonisierung ihrer Texte durch ihre Nachfolger<sup>24</sup>.

In der marxistischen Theorie gelang es fast überhaupt nicht, für den historischen Gesamtweg der Gesellschaft Alternativen zu denken. Das Maximum einer – von einem linearen, aber dialektisch flexibilisierten Geschichts-determinismus ausgehenden – Annäherung an die Optionalität des Geschichtsprozesses war die bereits bei Marx und Engels anklingende und später besonders von Rosa Luxemburg betonte Alternative von Sozialismus oder Barbarei. Dabei bedeutete »Barbarei« den Rückfall hinter alle zivilisatorischen Errungenschaften und nach 1950 auch die Folgen eines globalen Kernwaffenkrieges (»nuklearer Winter« usw.). Der am weitesten reichende Versuch, die deterministische Schematik in der marxistischen Gesellschaftstheorie aufzubrechen, wurde wohl durch die in den 1960er Jahren in der Tschechoslowakei von Radovan Richta und seinen Mitarbeitern entwickelte Theorie der wissenschaftlich-technischen Revolution (WTR-Theorie) repräsentiert. Infolge des gewaltsamen Abbruchs des sozialistischen Reformversuchs infolge der Intervention der Truppen des Warschauer Vertrages im Jahre 1968 kam dieser Ansatz bekanntlich praktisch nicht zum Zuge. Hier interessiert indes sein geschichtstheoretisches Fundament, das unabhängig von dem konkreten historischen Vorgang der Zerschlagung des »Prager Frühlings« beurteilt werden muss. Das Buch, in dem Richta die Konturen seiner WTR-Theorie zuerst vorstellte, hier *Civilizace na rozcestí*. Wörtlich übersetzt heißt das: »Zivilisation am Scheideweg«<sup>25</sup>. Im »offiziellen«

---

<sup>24</sup> Ossip K. Flechtheim: Von Marx bis Kolakowski. Sozialismus oder Untergang in der Barbarei? Köln / Frankfurt a. M. 1978, S. 13-14. – Diese Stelle wird ausdrücklich hervorgehoben bei: Keßler, Ossip K. Flechtheim (wie Anm. 16), S.180.

<sup>25</sup> Radovan Richta: *Civilizace na rozcestí. Společenské a lidské souvislosti vědecko-technické revoluce*. Praha 1967; Karel Müller: Radovan Richta – theoretisches Werk und politisches Wirken. In: Reformzeiten und Wissenschaft. Hrsg. von Clemens Burrichter und Gerald Diesener. Leipzig 2005, S. 95-102; Stefan Bollinger: Scheideweg oder Sackgasse? Auswirkungen politischer und theoretischer Auseinandersetzungen mit Radovan Richta in der DDR. In: Ebd., S. 103-122; Stefan

Marxismus wurde dieser Scheideweg so interpretiert, dass die Menschheit durch die wissenschaftlich-technische Revolution im Interesse ihres eigenen Überlebens gezwungen würde, den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus zu beschleunigen. »Sozialismus« wurde dabei – ohne jedes Problembewusstsein – im wesentlichen mit der in der Sowjetunion verwirklichten Gesellschaftsform identifiziert.

Damit wurde Richtas entscheidende Idee, dass die wissenschaftlich-technische Revolution die Krise im Verhältnis von Gesellschaft und Natur und deren destruktive innergesellschaftliche Folgen dramatisch zuspitzt, damit die *beiden* damals global konkurrierenden Gesellschaftsformen auf ihre Anpassungs- und Überlebensfähigkeit getestet und insbesondere den Sozialismus selbst vor eine existentielle Alternative stellt, ideologisch ausgeblendet. Richta selbst gab diesen Gedanken nach der Intervention und der nachfolgenden »Normalisierung« der politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei zwar nicht auf, verlich ihm aber einen so abstrakten Ausdruck, dass nur noch intime Kenner seines Denkens imstande waren, ihn aus seinen Texten herauszulesen. Ihren Gipfel erreichte die deterministische Hybris mit der parteiamtlichen Verkündung, die »Grundfrage unserer Epoche« sei endgültig gelöst und ein Rollback des Sozialismus sei ein für allemal ausgeschlossen.

Auf diese Weise zerrann das prognostische Potential des Marxismus unter den Händen derer, die sich als seine Sachwalter betrachteten. Besiegelt wurde diese Erosion mit dem Crash von 1989/90 – und zwar nicht deshalb weil er faktisch stattgefunden hatte, sondern deshalb, weil er vor seinem Eintreten nicht als Denkmöglichkeit im theoretischen Repertoire enthalten und obendrein auch noch *ex cathedra* ideologisch ausgeschlossen war. In seinem Vortrag *Globaler Wandel* sagte der namhafte theoretische Physiker Karl Lanus am 24. Juni 1993 – also noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse – vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät: »Wir sind zu Zeitzeugen eines gesellschaftlichen Wandels geworden, der völlig unerwartet die Grenze zwischen den Machtblöcken der NATO und der Warschauer Vertragsstaaten und damit auch die DDR verschwinden ließ. Zahlreiche Analysen des Geschehens versuchen im Nachhinein den Wandel zu erklären, aber auch sie können nicht glauben machen, dass der Zeitpunkt vorhersagbar war. Eine relativ stabile Phase, der kalte Krieg, ist zu Ende. Wir befinden uns am Beginn einer chaotischen Phase, in der sich viel verändert. Das komplexe System der menschlichen Gesellschaft hängt in dieser Phase empfindlicher von

---

Bollinger: Der »Richta-Report« – Vergessene marxistische Alternativen im Zeichen der Produktivkraftrevolution. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 76 (2005), S. 75-90.

Veränderungen der Anfangsbedingungen ab als in der metastabilen Phase des Kalten Krieges«<sup>26</sup>.

In den folgenden Jahren wurde von den unterschiedlichsten Positionen her immer wieder festgestellt, dass der Umbruch von 1989/90 – und zwar nicht nur der Zeitpunkt seines Eintretens, sondern, was theoretisch geschehen noch weitaus schwerer wiegt, auch Inhalt und Verlaufsform – auf der Basis der verfügbaren Gesellschaftstheorien nicht vorausgesagt werden konnte oder zumindest nicht vorausgesagt worden ist. So heißt es in einer britischen Publikation aus dem Jahre 2001: »No political theory had been developed that could help to explain the rapid, and disorderly but initially peaceful, transition from Communism to free-market capitalism«<sup>27</sup>. Lanius hatte für seine Diagnose und die damit verbundene prognostische Abschätzung *nicht* die Sprache des Marxismus benutzt, sondern jene der Theorie komplexer Systeme. Von dort aus machte er auch verständlich, warum für bestimmte Situationen eine deterministische Näherung als Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit einigermaßen brauchbar, in anderen wiederum vollkommen untauglich ist.

Was könnte dies nun für Marx' eingangs zitierte Wissenschaftsvision bedeuten, da doch der gesellschaftstheoretische Rahmen, in den sie eingebettet war, grundlegend erschüttert ist und zu seiner eventuellen Revitalisierung einer tiefgreifenden Revision bedarf? In Marx' damaligen Termini formuliert, ist die Entfremdung der Arbeit keineswegs überwunden, sondern hat sich durch die zunehmende Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse wesentlich verschärft. Entsprechend haben sich in der Sphäre der wissenschaftlichen Erkenntnis auch kaum synthetische Theorien über Klassen hybrider Objekte gebildet, die natürliche und gesellschaftliche Komponenten verbinden. Sollte man womöglich die ganze Idee als obsolet betrachten und zu den Akten legen? Das bloße historische Alter einer Idee hat keineswegs automatisch seine aktuelle Irrelevanz zur Folge. Kaum jemand würde die pauschale Behauptung unterschreiben, dass jeder beliebige Gedanke, von seinem erstmaligen Erscheinen in der Öffentlichkeit mit dem Fortgang der Zeit unvermeidlich immer mehr veralte. Das digitale (duale) Prinzip der heutigen Informatik geht mindestens bis auf Leibniz zurück<sup>28</sup>. Die modernen Theorien

---

<sup>26</sup> Karl Lanius: Globaler Wandel. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 1 (1994) 1 / 2, S. 7-31, hier S. 7.

<sup>27</sup> Helga Nowotny, Peter Scott, Michael Gibbons: Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty. Cambridge (UK) 2001, S. 8.

<sup>28</sup> Hans Wußing: 6000 Jahre Mathematik. Eine kulturgeschichtliche Zeitreise – 1. Von den Anfängen bis Leibniz und Newton. Berlin / Heidelberg 2008, S. 426.

komplexer Systeme können sich auf das »Panta rhei« Heraklits berufen<sup>29</sup>, so wie Albert Einstein den aus seiner Allgemeinen Relativitätstheorie hervorgehenden Gedanken der Anisotropie des Raumes bei Aristoteles vorgeprägt fand usw.

Statt eine direkte – und damit wahrscheinlich simple und oberflächliche – Antwort auf die Frage zu versuchen, ob denn Marx' Idee von der »einen Wissenschaft« nun veraltet sei oder nicht, soll an dieser Stelle noch einmal in die Zeit um 1970 zurückgeblendet werden, für die die 2008 besonders intensiv und systematisch erinnerten Erschütterungen des Jahres 1968 als Signum gelten. Vieles spricht dafür, dass wir es hier mit einem *Epocheneinschnitt* zu tun haben, der natürlich nicht auf ein bestimmtes Jahr zu datieren ist: das Ende des »goldenen Zeitalters« der kapitalistischen Nachkriegsprosperität, das Auslaufen des fordistischen Akkumulationsregimes und der entsprechenden Regulationsweise<sup>30</sup>, der Übergang von der Industriegesellschaft zur »postindustriellen« Gesellschaft<sup>31</sup>, die Ablösung der einfachen durch die reflexive Modernisierung<sup>32</sup> usw.: Alle diese Konzepte sind – einander zum Teil überschneidende – Indikatoren dafür, dass etwas Einschneidendes geschah und das Kontinuum der Nachkriegszeit zuende war. Von unmittelbarer Relevanz für die Wissenschaft war die »Entdeckung« der globalen Probleme, die die Perspektive systemübergreifender Kooperation und Koevolution am Horizont aufscheinen ließ<sup>33</sup>. Die aufkommende Entspannungspolitik, die sich in der Schaffung intersystemarer Institutionen wie etwa dem International Institute for Applied Systems Analysis (IIASA) in Laxenburg bei Wien – einem Hybrid von strategischem Thinktank und Forschungsinstitut – kundtat. Auch Eric Hobsbawm erblickt in dieser historischen Zäsur den zentralen Einschnitt der Nachkriegsperiode: »Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war seit 1973 die Geschichte einer Welt, die ihre Orien-

---

<sup>29</sup> Inzwischen gibt es sogar eine »innovative Denk-, Lern- und Simulationssoftware« mit Namen HERAKLIT, deren Anwendung das vernetzte Denken erleichtern soll: <http://www.ibusiness.de/ibo/db/986822151871064174pf0.html>

<sup>30</sup> Stefan Böckler: Kapitalismus und Moderne: zur Theorie fordistischer Modernisierung. Opladen 1991; Ulrich Brand: Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster 2003.

<sup>31</sup> Daniel Bell: Die nachindustrielle Gesellschaft. Frankfurt a. M. / New York 1975.

<sup>32</sup> Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986; ders.: Reflexive Modernisierung: eine Kontroverse. Frankfurt a. M. 1996; ders.: Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a. M. 2001.

<sup>33</sup> Um 1980 war dieser Terminus in der politischen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit der »realsozialistischen« Länder weit verbreitet. – Wadim Sagladin, Iwan Frolov: Globale Probleme der Gegenwart. Berlin 1982.

tierung verloren hat und in Instabilität und Krise geschlittert ist. Und doch war vor den achtziger Jahren nicht klargeworden, wie unwiederbringlich die Fundamente des Goldenen Zeitalters bereits zerstört waren«<sup>34</sup>. So gesehen, war die »Wende« von 1989/90 nichts weiter als die Konsequenz eines tieferliegenden, aber zunächst unbegriffenen oder verdrängten historischen Wandels.

Ein ganz besonders hervorstechendes Merkmal der 1960er Jahre war das förmlich explodierende Interesse an der Zukunft. Eine Fülle einschlägiger Literatur erschien, die mit dem Boom des Science-Fiction-Genres in der Belletristik auch ein populäres Pendant hatte. Zahlreiche Institutionen mit prognostischem Profil wurden gegründet, zunächst vor allem in den USA (RAND Corporation und ähnliche Thinktanks<sup>35</sup>), dann auch in Europa. Verschiedene Autoren sahen eine neue Disziplin – Zukunftsforschung oder Futurologie – im Entstehen. Auch in der DDR entfaltete sich im Zusammenhang mit den Reformen der späten Ulbricht-Zeit eine »Prognosewelle«. Die extreme zeitliche Dichte dieser geistigen Bewegung wird schlaglichtartig deutlich, wenn man die Erscheinungsjahre einiger typischer Bücher nebeneinander stellt. 1968 veröffentlichte in der Bundesrepublik Ossip K. Flechtheim, mit dem die Einführung des Terminus »Futurologie« in Verbindung gebracht wird, sein Buch *Futurologie. Der Kampf um die Zukunft*. Etwa gleichzeitig erschien in der DDR der von Günter Heyden herausgegebene Band *Gesellschaftsprognostik. Probleme einer neuen Wissenschaft*<sup>36</sup>. Manche Bücher waren dem Vorhaben gewidmet, bestimmte Zeithorizonte prospektiv zu erkunden. Das vielleicht interessanteste Werk dieser Gruppe war das zu Ehren des 60. Geburtstages von Marion Gräfin Dönhoff geschaffene Buch *Das 198. Jahrzehnt*, das 1968 geschrieben und 1969 veröffentlicht wurde<sup>37</sup>. Es beeindruckt durch den Versuch, eine große Zahl unterschiedlicher Aspekte des absehbaren gesellschaftlichen Wandels im bevorstehenden Jahrzehnt parallel in den Blick zu nehmen. Dazu war ein hochrangiges Autorenensemble aufgeboten worden – viele der Namen sind noch heute sehr bekannt, von Herman Kahn und Daniel Bell bis zu Georg Picht und Carl Friedrich von Weizsäcker.

---

<sup>34</sup> Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München 1999, S. 503.

<sup>35</sup> Rolf Kreibich: Die Wissenschaftsgesellschaft. Von Galilei zur High-Tech-Revolution. Frankfurt a. M. 1986, S. 342-346.

<sup>36</sup> Gesellschaftsprognostik – Probleme einer neuen Wissenschaft. Hrsg. von Günter Heyden. Berlin 1968.

<sup>37</sup> Das 198. Jahrzehnt. Eine Team-Prognose für 1970 bis 1980. Hrsg. u. eingel. von Claus Grossner und Hans Hermann Münchmeyer. Hamburg 1969.

Andere Veröffentlichungen nahmen gleich die damals noch weit in der Zukunft liegende Jahrtausendwende ins Visier, so von rechts Herman Kahn und Anthony J. Wiener in ihrem 1967 erschienenen Buch *The Year 2000. A Framework for Speculation on the Next 33 Years*<sup>38</sup> und von links Robert Jungk und Johan Galtung in dem von ihnen 1969 herausgegebenen Band *Mankind 2000*<sup>39</sup>. In der Bundesrepublik drängten verschiedene Autoren mit Nachdruck auf die Institutionalisierung der Zukunftsforschung. 1968 schrieb Karl Steinbuch, in der BRD und in Westberlin würden sich zwar 150 wissenschaftliche Institutionen mit der Erforschung der Vergangenheit befassen, nicht eine einzige aber mit der Erforschung der Zukunft<sup>40</sup>. Besonders Westberlin entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem interessanten Standort für futurologische Forschungen. An der Freien Universität hatte die Futurologie mit Flechtheim, dem Physiker und Soziologen Rolf Kreibich und weiteren Wissenschaftlern eine Reihe von exponierten Vertretern. Außerhalb des universitären Rahmens, aber in engem Zusammenhang mit der 68er Bewegung wurde 1968 das »Zentrum Berlin für Zukunftsforschung« gegründet<sup>41</sup>.

Diese Explosion des Zukunftsinteresses binnen weniger Jahre war zunächst einmal ein lagerübergreifendes Phänomen des gesellschaftlichen Bewusstseins. Man wurde einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Unsicherheit hinsichtlich des weiter einzuschlagenden Weges gewahr, forciert durch das schnelle Tempo des Wandels, das ein bloßes Fortschreiben früher bewährter Routinen in die Zukunft als eine unzulängliche Strategie erscheinen ließ. Durch einschlägige Forschungen sollte diese Unsicherheit zumindest reduziert, am besten aber vollständig eliminiert werden. Hinter dieser spontan empfundenen Unsicherheit konnten sich aber zwei ganz verschiedene Phänomene verbergen, die auch unterschiedlich zu behandeln waren. Einerseits konnte sich herausstellen, dass die vorhandene Unsicherheit bloßer Unkenntnis des einen richtigen Weges entsprang, der aber nichtsdestoweniger existierte und den man nur erkunden musste, um mit der gleichen Gewissheit wie zuvor voranschreiten zu können. Diese Konstellation passte in das klassische deterministische Denkschema; sie dürfte auch am ehesten das Referenz-

---

<sup>38</sup> Herman Kahn, Anthony J. Wiener: *The Year 2000: A Framework for Speculation on the Next 33 Years*. New York 1967.

<sup>39</sup> *Mankind 2000*. Hrsg. von Robert Jungk und Johan Galtung. Oslo / London 1969.

<sup>40</sup> Karl Steinbuch: *Falsch programmiert. Über das Versagen unserer Gesellschaft in der Gegenwart und vor der Zukunft und was eigentlich getan werden müsste*. [zuerst Stuttgart 1968] München 1974, S. 127.

<sup>41</sup> Keßler, Ossip K. Flechtheim (wie Anm. 16), S. 176.

system gebildet haben, in dem sich die prognostischen Aktivitäten in der DDR (Prognostizieren – Zurückrechnen – Planen) bewegten<sup>42</sup>. Auf der anderen Seite konnte man bei der Analyse einer gegebenen Situation der Unsicherheit oder Ungewissheit aber auch zu dem Schluss gelangen, dass reale Verzweigungspunkte vorliegen, von denen aus alternative Pfade in die Zukunft führen, zwischen denen man zu wählen hat. Wenn es nun gelang, diese Alternativen – beispielsweise zwischen der Karbochemie und der Petrochemie als alternative Hauptwege für die Entwicklung der organischen Synthese<sup>43</sup> – erstens eindeutig zu bestimmen und zweitens so genau zu bewerten, dass sich klare Präferenzen für eine der Optionen ergaben, dann hatte man auf einem Umweg wiederum dieselbe Gewissheit erreicht, als wenn es einen und nur einen Pfad gäbe.

Vieles spricht aber dafür, dass gesellschaftliche Entwicklungen im letzten Drittel des 20. Jhs. häufiger in Situationen geriet, die sich durch Unbestimmtheit (uncertainty) in dem Sinne auszeichneten, dass mehrere alternative Pfade möglich, die Akteure aber außerstande waren, diese eindeutig zu bewerten und danach rational zu entscheiden. Man konnte auch annehmen, dass die gesellschaftliche Entwicklung aus sich heraus künftig in wachsendem Maße Unbestimmtheit generieren würde; Nowotny, Scott und Gibbons sprechen von der »inherent generation of uncertainties« als einem fundamentalen Charakteristikum moderner Gesellschaften<sup>44</sup>. Im Alltag sind Situationen der Entscheidungsunbestimmtheit, in denen eine rationale Wahl nicht möglich erscheint, und suggestive Techniken, um die Akteure dennoch zu bestimmten Wahlen zu veranlassen. Parteien verlassen sich – vor allem dann, wenn sich ihre realen politischen Zielstellungen nicht wesentlich unterscheiden – immer mehr auf die »Performance« ihrer Politiker als auf die Überzeugungskraft ihrer Programme. Um Konsumenten zu suggerieren, sich für Produkte bestimmter Anbieter zu entscheiden, obwohl die Erzeugnisse anderer in ihren Gebrauchseigenschaften vollkommen gleichwertig sind, werden bestimmte »Marken« mit Lifestyle-Assoziationen emotional aufgeladen (»Branding«)<sup>45</sup> usw. Die Existenz von Alternativen, die im Mikro- und Mesomaßstab für das Verhalten von Individuen und Institutionen eine Selbstverständlichkeit ist, wurde von der Zukunftsforschung um 1970 auch auf der Makroebene thematisiert. Für die Anwendung der im

---

<sup>42</sup> Hans-Dieter Hausteijn: *Prognoseverfahren in der sozialistischen Wirtschaft*. Berlin 1970.

<sup>43</sup> Raymond G. Stokes: *Opting for Oil: The Political Economy of Technological Change in the West German Chemical Industry, 1945 – 1961*. New York 1994.

<sup>44</sup> Nowotny, Scott & Gibbons, *Re-Thinking* (wie Anm. 27), S. 34.

<sup>45</sup> Naomi Klein: *No Logo: Taking Aim at the Brand Bullits*. New York 1999.

Auftrag des Club of Rome ausgearbeiteten globalen Modelle wurde die sogenannte Szenario-Methode entwickelt, um alternative Optionen berücksichtigen zu können<sup>46</sup>. Gibt es nun für diese explosive Zunahme der (vermeintlichen oder wirklichen) Unbestimmtheit der gesellschaftlichen Entwicklung auf verschiedenen Ebenen vom Mikrolevel bis zum Menschheitsniveau eine plausible Begründung? Nachdem die unmittelbare Wiederaufbauphase nach dem Ende des zweiten Weltkriegs noch weitgehend mit den Technologien der Vorkriegszeit operiert hatte, setzte in den 1950er Jahren weltweit eine Innovationslawine ein, die tendenziell alle Sektoren der materiellen Produktion und des Konsums erfasste. Das war eine ganz andere Situation als in den Vorkriegsjahrzehnten, als nur einigen Industriezweigen das Prädikat »science-based« zuerkannt werden konnte, während in den übrigen Forschung und Entwicklung nur subsidiär eingesetzt wurden. Diese tendenzielle Durchdringung aller Lebenssphären mit Wissenschaft wurde auch mit dem unschönen Terminus »Verwissenschaftlichung der Gesellschaft« bezeichnet und gab Anlass zur Formulierung des Konzepts der wissenschaftlich-technischen Revolution (WTR)<sup>47</sup>.

Das hat Konsequenzen für den Evolutionsmodus der Gesellschaft. Die Entdeckungen, auf denen wissenschaftsbasierte Innovationen letztlich beruhen, sind emergente, überhaupt nicht oder zumindest nicht sicher vorhersagbare Ereignisse, es sind Singularitäten im gesellschaftlichen Evolutionsprozess. Solange der gesellschaftliche Zusammenhang vorwiegend traditionsgesteuerten Charakter trägt und im wesentlichen auf massenhaft ablaufenden Routinetätigkeiten beruht und solange die in diesem Rahmen vollbrachten wissenschaftlichen Entdeckungen auf das praktische Leben nur geringe Auswirkungen oder überhaupt nur innerwissenschaftliche Bedeutung haben, verläuft die historische Evolution der Gesellschaft hochgradig deterministisch, falls nicht Naturkatastrophen großen Ausmaßes oder politisch bedingte Kataklysmen wie Kriege eintreten. Je dichter aber die wissenschaftlichen Singularitäten gesät sind und je massiver sie über die Wissenschaft hinauswirken, um so mehr wird die gesellschaftliche Evolution dynamisiert und um so stärker generiert sie aus sich heraus Unbestimmtheit. Im letzten Drittel des 19. Jhs. begannen sich die Gewichte in dieser Richtung zu verschieben. Man könnte nun vermuten, dass um die Mitte des 20. Jhs. in den Industrieländern jene Schwelle über-

---

<sup>46</sup> Inzwischen hat sich diese Methode zu einem weithin genutzten Instrument zur Analyse von Entscheidungsoptionen entwickelt. – Ute v. Reibnitz: Szenarien – Optionen für die Zukunft. Hamburg u. a. 1987; Bernd Kongeter: Szenario-Methode, Szenarien. 2., erw. Aufl. Stuttgart 1989.

<sup>47</sup> Hubert Laitko: Wissenschaftlich-technische Revolution: Akzente des Konzepts in Wissenschaft und Ideologie der DDR. – In: UTOPIE kreativ H. 73/74, Dezember 1996, S. 33-50.



schritten worden ist, jenseits derer die gesellschaftliche Evolution mehr von wissenschaftsgenerierten Singularitäten bestimmt wird als vom Schwergewicht massenhaft wiederholter Routinen, wie sie noch die fordistische Produktionsweise in der Industrie ausgezeichnet hatten:»...on a historically unprecedented scale, both science and society have opted for the production of the New in an open-ended process of moving towards a plurality of unknown futures. [...] Uncertainties abound in the process of ‚research‘... The process of research and its multiple practices are steeped in uncertainties which reflect the exponential increase in the number of directions which can profitably be explored by researchers«<sup>48</sup>.

In einer Gesellschaft, in deren Reproduktion wirkmächtige emergente Ereignisse eingelagert und dabei auch noch irregulär verteilt sind, tritt weitaus mehr Optionalität auf als in einer Gesellschaft, die dominant von Routinen bestimmt ist. Die damit verbundenen Entscheidungssituationen weisen zudem auch vielfach noch Züge von Unbestimmtheit auf, in denen eine von gesamtgesellschaftlicher Rationalität geleitete Alternativenwahl erschwert oder sogar ausgeschlossen ist und in denen zufällige plurale Interessenkonstellationen in den Vordergrund treten. Die strukturelle Flexibilität, deren ein solcher Evolutionsmodus bedarf, kann von hierarchischen zentralistischen Steuerungsarrangements nur schwer oder gar nicht gewährleistet werden. Alles in allem bedeutet das einen sprunghaften Zuwachs an Komplexität.

Es könnte sein, dass dieser Übergang die Quintessenz der an vielen Symptomen zu konstatierenden welthistorischen Zäsur um 1970 war und dass deshalb bereits diese Zäsur das Urteil über die zentralistisch verfassten Gesellschaften bedeutete, das 1989/90 für jedermann sichtbar von der Geschichte vollstreckt worden ist – zumal die Versuche einer internen kontrollierten Flexibilisierung aus den 1960er Jahren aus machtpolitischen Stabilitätserwägungen abgebrochen und weitgehend rückgängig gemacht worden sind<sup>49</sup>. China hat anscheinend keine andere Möglichkeit gesehen, diese Flexibilisierung zu erreichen, als seine Wirtschaft wieder auf kapitalistische Prinzipien umzustellen – mit all den fatalen Nebenwirkungen, die ein solcher Schritt mit sich bringt<sup>50</sup>. Dies ist nicht mehr als eine Vermutung, noch längst keine Hypothese. In traditionellen Termini

---

<sup>48</sup> Nowotny, Scott & Gibbons, Re-Thinking (wie Anm. 27), S. 35.

<sup>49</sup> Jörg Roesler: Zwischen Plan und Markt: die Wirtschaftsreform in der DDR zwischen 1963 und 1970. Berlin 1991.

<sup>50</sup> James Ogilvy: China's Futures: Scenarios for the World's Fastest Growing Economy, Ecology, and Society. San Francisco 2000.

könnte man sie einfach so ausdrücken: *Die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft ändert ihren Evolutionsmodus entscheidend.* Dies hat, wie es Nowotny, Scott und Gibbons ausdrücken, die Akkumulation von Unbestimmtheiten zur unausweichlichen Folge: »Societies – like our own – which have embraced, in ideology and in practice, innovations as a new religion rooted in a continuous drive to bring forth the New have not only accepted – albeit as an inevitable side-effect – a certain measure of Schumpeterian ‚creative destruction‘, they have also acknowledged in a deep sense the necessity of living with uncertainties. The accumulation of uncertainties affecting social choices and behaviour, individual life-styles and identities is unending«<sup>51</sup>

Die Innovationen, die Dynamik und Optionalität befördern, sind bisher in erster Linie natur- und technikwissenschaftlich fundiert; allerdings gehen nicht selten auch schon sozial- und geisteswissenschaftliche Beiträge in ihre Genese ein, und es ist zu erwarten, dass dies weiter zunehmen wird. Die Auswahl- und Entscheidungssituationen, die sie generieren und die jeweils weitgehend individuell und präzedenzlos sind, rufen soziale Interessen auf den Plan, in deren Artikulation, sofern diese nicht auf einem gänzlich vorwissenschaftlichen Niveau erfolgt, philosophische Argumente ebenso wie geistes- und sozialwissenschaftliche Erwägungen wirksam werden – und das in einem sehr breiten Spektrum von kruden ökonomischen Rentabilitäts Gesichtspunkten bis hin zu ethischen Bedenken. Mit anderen Worten: die Symbiose der Wissenschaften von der Natur und der Wissenschaften vom Menschen, deren Realisierung in großen synthetischen Theorien noch aussteht, erfolgt gleichsam dispers in einer großen Zahl situationsgebundener inter- und transdisziplinärer Konstellationen<sup>52</sup>. Sie bricht sich spontan Bahn, als ein auch durch die Fortdauer kapitalistischer Verhältnisse nicht aufzuhaltender Elementarprozess. Insofern hat Marx eine sich anbahnende Tendenz gespürt, die zu seiner Zeit in der Wissenschaftswirklichkeit allenfalls in allerersten Ansätzen zu erahnen war, im 21. Jh. aber den Alltag bestimmen wird.

Auch auf der Seite der Wissenschaft sind die Entscheidungssituationen um vieles komplexer geworden. Nur selten kann Forschung noch umstandslos ihrer intern generierten Problemagenda folgen. Die Frage, was finanziert werden kann und woher die Finanzierung zu holen ist, erweist sich meist als weitaus gewichtiger, verglichen mit dem kreativen Gehalt der Forschungsansätze. Über den Kanal der Finanzierung vor al-

---

<sup>51</sup> Nowotny, Scott & Gibbons, *Re-Thinking* (wie Anm. 27), S. 36.

<sup>52</sup> Philipp W. Balsiger: *Transdisziplinarität. Systematisch-vergleichende Untersuchung disziplinenübergreifender Wissenschaftspraxis.* München 2005.

lem, aber auch über diverse andere Kanäle bestimmt der gesellschaftliche Kontext den Gang der Forschung. In der Wissenschaftstheorie hat das Wort »Kontext« seit einem Vierteljahrhundert Konjunktur. Vorläufer waren – der Sache nach – unter anderem in den 1970er Jahren die »Finalisierungstheoretiker« vom damaligen Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg<sup>53</sup>. »Kontext« steht hier für volatile, sich ständig ändernde gesellschaftliche Interessen- und Bedingungskonstellationen, die auf den wissenschaftlichen Prozess einwirken<sup>54</sup>. Jeder, der im Wissenschaftsbetrieb tätig ist und weiß, in welchem Maße Lehre und Forschung bereits heute von Evaluations- und Akkreditierungsagenturen ummantelt sind, bemerkt unvermeidlich die schnell fortschreitende Institutionalisierung dieses Kontextes. Zu einer zentralen Kategorie ist er in dem von Helga Nowotny, Peter Scott und Michael Gibbons verfassten und 2001 erschienenen Buch *Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty* geworden<sup>55</sup>, einem der m.E. bedeutendsten wissenschaftstheoretischen Bücher des frühen 21. Jhs. Die Autoren untersuchen darin diverse Phänomene, die nach ihrem Urteil das Aufkommen einer neuen Art von Wissenschaft anzeigen → »contextualized, or context-sensitive, science«<sup>56</sup> Im weiteren differenzieren sie Grade der Kontextualisierung – starke und schwache Kontextualisierung als die Extreme, »medium-range«-Kontextualisierung als das Intervall, in dem sich das Gros des Wissenschaftsbetriebes bewegt.

Ist angesichts dieser Entwicklung, in der die beiden Wissenschaftsgruppen vielfältig situativ und punktuell interferieren, die Idee großer theoretischer Synthesen endgültig vom Tisch? Ich vermute, dass dies nicht der Fall ist. In einer ganz anderen Dimension, als sich der junge Marx im Erfahrungshorizont seiner Zeit das vorstellen konnte, begegnet der Mensch heute den entfremdeten Gestalten seines Tuns – im Artensterben, im anthropogenen Klimawandel, in den unerwarteten Folgen gentechnischer Eingriffe in die lebende Natur und in tausend anderen Formen; umgekehrt sind es in einem ganz

---

<sup>53</sup> Gernot Böhme, Wolfgang van den Daele, Rainer Hohlfeld, Wolfgang Krohn, Wolf Schäfer, Tilman Spengler: *Starnberger Studien I. Die gesellschaftliche Orientierung des wissenschaftlichen Fortschritts*. Frankfurt a. M. 1978.

<sup>54</sup> Wolfgang Bonß: *Wissenschaft als Kontext – Kontexte der Wissenschaft*. Hamburg 1993.

<sup>55</sup> Dieses Buch setzt eine Forschungsrichtung fort, deren erste bedeutende Monographie sechs Jahre früher erschienen war: Michael Gibbons, Camille. Limoges, Helga Nowotny, Simon Schwartzman, Peter Scott, Martin Trow: *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London / Thousand Oaks / New Delhi 1995.

<sup>56</sup> Nowotny, Scott & Gibbons, *Re-Thinking* (wie Anm. 27), S. VII.

anderen Ausmaß als je zuvor Forderungen der Erhaltung der *natürlichen* Lebensgrundlagen, die *gesellschaftliches* Handeln limitieren und dirigieren. Das alles zeugt davon, dass Gesellschaft und planetare Natur nur noch als ein evolutionierendes Ganzes verstanden werden können. Wo diese Ganzheit verfehlt wird und unterkomplexe Maßnahmen ergriffen werden, erweisen sich die Resultate als kontraproduktiv – ein aktuelles Beispiel dafür ist das »Biosprit«-Problem.

Die hauptsächliche Diskurslinie in Richtung auf integrierte Theorien verläuft seit den späten 1980er Jahren unter dem Stichwort »Nachhaltigkeit« (sustainability). Als Maximum einer derzeit erreichbaren Wissens- und Handlungssynthese erscheint eine Balance von Ökologischem, Ökonomischem und Sozialem (Dreiecks-Modell) oder eine Integration dieser drei Komponenten mit dem gesellschaftlichen Institutionengefüge (Vier-Säulen-Modell nach Joachim Spangenberg<sup>57</sup>). Wo immer künftig an eine Transformation über den Kapitalismus hinaus gedacht werden wird – es kann nicht allein die Gesellschaft sein, die transformiert wird; vielmehr ist es das globalökologische System, in dem Gesellschaft und Natur im planetaren Maßstab zusammengeschlossen sind, das es nachhaltig zu transformieren gibt. Neben den kognitiven Schwierigkeiten, die bei theoretischen Synthesen von Naturwissenschaften und Wissenschaften vom Menschen zu meistern sind, scheinen es heute vor allem die bedenkenlose Selbstverständlichkeit, mit der in der öffentlichen Meinung die kapitalistische Verfasstheit gedanklich in alle Zukunft fortgeschrieben wird, und die daraus folgenden faktischen Denkverbote zu sein, die einer anspruchsvollen theoretischen Synthese des von Karl Marx visionär antizipierten Niveaus im Wege stehen.

---

<sup>57</sup> Joachim Spangenberg: Ausdifferenzierung des Nachhaltigkeitskonzepts. Von der Grenzziehung zum Komplexitätsmanagement. In: Theoretische Grundlagen (wie Anmerkung 10), S. 215-276.

## ROLAND OPITZ

### Fjodor Tjutschews letzte Liebe

Der Dichter und hohe Staatsbeamte Fjodor Tjutschew, in zweiter Ehe verheiratet, Vater von sechs Kindern, war 47 Jahre alt, als er sich in die 24-jährige Lehrerin Jelena Denisjewa verliebte. Die Liebe überfiel ihn mit unerhörter Kraft, und sie war gegenseitig und machte beide zutiefst glücklich, obwohl sie sich (und das ist schon merkwürdig) bereits vier Jahre kannten, die junge Frau war die Erzieherin zweier seiner Töchter. Das unerwartete Gefühl brachte ein Wunder hervor: es entstanden zauberhafte Liebesgedichte von einer emotionalen Tiefe und poetischen Kraft, wie man sie in der Weltichtung selten findet.

Nicht mit einem Mal in einer Eruption, die von Glück und Erfüllung Zeugnis geben würde, mit einer Kette schnell aufeinander folgender Gedichte, im Gegenteil: die lyrischen Werke entstanden in ziemlich großen Abständen, auf fünfzehn Jahre verteilt, und ständig drängten sich andere Themen dazwischen. Da findet sich auch eine Romanze voller Erinnerung an die »segensbringende, luftige und helle« Liebe der ersten Ehefrau, die zeitig gestorben war; wie ein Sonnenstrahl bleibt sie ihm zurück (*В часы, когда бывает...*). Der zweiten Ehefrau, die die plötzliche Liebe ihres Mannes zu der Jüngeren miterleben mußte, schickt Tjutschew in seinen Briefen drei kurze Texte. Einer, etwa ein Jahr nach dem tiefgreifenden Ereignis seiner neuen Liebe entstanden, wird in einen französisch geschriebenen Brief eingefügt und soll wie ein Exrompt wirken (was er möglicherweise gar nicht war): über die »hohe Bedeutung« des getrennten Lebens. Die Liebe sei doch ein Traum, der nur Augenblicke dauern könne, und wenn auch spät, so müsse doch ein Erwachen folgen (*В разлуке есть высокое значение...*). Dann schickt er ein Blatt, das sie ungelesen (sie konnte noch nicht genügend Russisch) in ihr Herbarium legt und erst zwei Jahre nach seinem Tod wiederentdeckt: wird seine krankhafte, sündige Seele auferstehen, wird die geistige Ohnmacht vergehen, wird die Seele hier, auf Erden, noch Ruhe finden? »Nur durch dich, durch dich, meine irdische Vorsehung.« (*Не знаю я, коснется ль благодать...*) Schließlich, fünf Jahre später, noch ein verzweifelter Vierzeiler: Liebe, Glaube und Hoffnung verschmelzen zu dem Aufruf: überstehe das! (*Все, что сберець мне удалось...*)

Das immer wieder beunruhigende und wohl nie verschwindende Entsetzen über seine Schuld ist offensichtlich. Und so ehrlich und so tief es auch ist: es nimmt der Liebe zu

Jelena nicht den Glanz des Glücks, die Freude über die Hingabe an den jungen Menschen, den Stolz darauf, daß sie ihn liebt. Die »wunderbaren Momente« erleben zu können, in denen man einem Blick nicht ohne Erregung begegnen kann, in denen es die Freude nicht ohne Tränen gibt (*Я очи знал, – о, эти очи!*).

Das Glück beginnt ganz verhalten: mit einer ihn erregenden Zärtlichkeit. Das ist für das Alter des Dichters und auch für den Altersunterschied zur Geliebten wohl üblich und auch richtig empfunden. »O, wie wir beim Abnehmen unserer Jahre zärtlicher lieben...« Für die »letzte Liebe« (so heißt ein Gedicht Tjutschews, wir werden es noch zitieren) sei die Verbindung von »Glückseligkeit und Hoffnungslosigkeit« charakteristisch: wenn auch das Blut in den Adern karger fließt, die Zärtlichkeit im Herzen wird doch nicht karger. Vielleicht das erste Gedicht, das aus dem neuen Liebesempfinden heraus entsteht, zeigt die beiden an einem heißen Mittag in einem abgedunkelten, stillen Zimmer, in dem der leichte Traum des verliebten Dichters sie umsorgt (*Как ни дышит полдень знойный...*). Es wurde schon auf den verwunderlichen Umstand verwiesen, daß das Gedicht an ein früher entstandenes erinnert, das aus der vorehelichen Liebe zu seiner späteren zweiten Ehefrau Ernestine entstanden war<sup>1</sup> – noch eine Merkwürdigkeit, auf die wir zurückkommen möchten.

Aus der Zärtlichkeit, mit der die Geliebte umsorgt wird, entstehen andere Empfindungen. Die Frau ist, und das hat der Dichter möglicherweise so gar nicht vermutet, ein sehr selbständiger Mensch, mit seelischem Selbstbewußtsein ausgestattet. Die Entdeckung geht weit über das persönliche Empfinden hinaus, sie fügt sich ein in das Nachdenken auch der anderen – aller anderen – russischen Autoren jener Zeit über den Charakter der Frauengestalten in der Literatur. Noch in Lermontows Werk waren die durchaus starken Frauen auf die Männer zurückverwiesen: die Tscherkessenprinzessin Bela wird ebenso zum Opfer Petschorins wie die Meri aus dem russischen Fürstenhaus, und auch die kluge, tief empfindende Vera gerät in eine ausweglose Situation, die ihrer Liebe keine Entfaltung ermöglicht. Das war 1840. Jetzt aber, in den späten fünfziger Jahren und in den sechzigern, tauchen überall selbständigere Frauengestalten auf, die ohne größere Rücksichtnahme auf die sie umgebenden und sie leitenden Männer ihr eigenes Recht auf Menschlichkeit einfordern: so wächst Natascha Rostowa in *Krieg und Frieden* (1867) heran, so tritt die junge Kaufmannsfrau Katerina in Ostrowskis *Gewitter* (1859) auf, so auch die ganz verschieden angelegten, in der Hauptsache einander ähnlichen Nastasja Filippowna und Aglaja, das »Generalstöchterchen«, in Dostojewskis *Idi-*

---

<sup>1</sup> N. V. Koroleva: F. I. Tjutčev. In: *Istorija russskoj poëzii*, Bd. 2. Leningrad 1969, S. 220.

от (1868); deswegen gerade ist uns das junge Mädchen Asja in Turgenews Erzählung (1858) so lieb, und mit der gleichen Selbständigkeit erhebt sich Olga Iljinitchna in Gontscharows *Oblomow* (1859) über ihren apathischen Liebhaber. Tjutschews Frauenfigur, deren Charakterzüge und Erlebnisse aus dem Leben der realen Jelena Denisjewa genommen sind, aus ihrem Liebeserleben (ab 1850), ist, historisch gesehen, die erste unter ihnen.

Das sichere Selbstbewußtsein der Frauenfigur läßt eine neue Liebesdichtung zu. Alles Esoterische aus der romantischen Zeit fällt ab. Auch Tjutschew hatte auf den Spuren Shukowskis gedichtet, hat später dem älteren Freund die Treue gehalten, aber auf die sentimentalischen Verschwommenheiten verzichtet. Die Geliebte hat einen Körper, der sich unter der Sonne zeigt und am Herumplantschen im Wasser seine Freude hat.

*Mobile comme l'onde*

Ты, волна моя морская,  
своенравная волна,  
как, покоясь иль играя,  
чудной жизни ты полна!

Ты на солнце ли смеешься,  
отражая неба свод,  
иль мятешься ты и бьешься  
в одичалой бездне вод,—

сладок мне твой тихий шопот,  
полный ласки и любви;  
внятен мне и буйный ропот,  
стоны вещие твои.

Будь же ты в стихии бурной  
то угрюма, то светла,  
но в ночи твоей лазурной  
сбереги, что ты взяла.

Не кольцо, как дар заветный,  
в зыбь твою я опустил,  
и не камень самоцветный  
я в тебе похоронил.

Нет – в минуту роковую,  
тайной прелестью влеком,  
душу, душу я живую  
схоронил на дне твоём.

*Mobile comme l'onde*

Du meine Meereswelle,  
eigenwillige Welle,  
wie bist du doch, ruhend oder spielend,  
voller wunderbaren Lebens.

Ob du die Sonne anlachst  
Und den Himmelsbogen widerstrahlst,  
ob du aufstürmst und um dich schlägst  
in der wilden Bodenlosigkeit der Wasser,–

süß ist mir dein leises Flüstern  
voller Zartheit und Liebe;  
deutlich ist mir auch das ungestüme Grummeln,  
dein magisches Stöhnen.

Sei im stürmischen Element  
finster oder hell,  
aber in deiner azurblauen Nacht  
bewahre, was du genommen hast.

Nicht einen Ring, als erschte Gabe,  
habe ich in deine Wogen hinabgelassen,  
auch nicht den leuchtenden Edelstein  
habe ich in dir begraben.



Nein – in der Schicksalsminute,  
gereizt von der geheimen Anmut,  
die Seele, die lebende Seele  
habe ich auf deinem Grund begraben.

In der Dichtung der Welt gibt es nicht viele Liebesverse mit solcher Kraft, die aus der Natürlichkeit und Diesseitigkeit des Erlebnisses erwächst. Zu meiner Verwunderung konnte ich in den (durchaus noch nicht sehr zahlreichen) literaturwissenschaftlichen Arbeiten über Tjutschews Poesie nicht eine Analyse dieses Gedichts finden, und selbst oberflächlichere Nennungen des Werks sind selten. Weder der große Kenner der russischen Dichtung Waleri Brjussow, selbst ein herausragender Poet aus der produktivsten Phase des Symbolismus, noch der gewissenhafte Kirill Pigarjow, der viel Arbeit und noch mehr dichterisches Verständnis für das Erbe seines Urgroßvaters Fjodor Tjutschew aufbringt, noch in jüngster Zeit der zupackende Wadim Koshinow, der wie Tjutschew selbst einige Verbindungsfäden zu den slawophilen Traditionen wachhält – keiner würdigt den bewundernswerten Text, keiner bezieht ihn auf die Liebe des Dichters zu Jelena.<sup>2</sup> Es gibt sogar ein Buch mit dem Titel *Die letzte Liebe Tjutschews*, das auch nur den Tod der Geliebten und den Schmerz des zurückgebliebenen Dichters beschreibt, nichts aber zu der Liebe selbst zu sagen weiß.<sup>3</sup>

Und dabei könnte es sogar sein, daß dem Werk ein reales Erlebnis zugrunde liegt. Ernestine, die Frau des Dichters, hat später versucht, seinen losen Manuskriptblättern Entstehungsdaten zuzuordnen, das Gedicht über die Meereswelle wurde auf »April 1852« festgelegt. Das könnte auf eine leichte Ungenauigkeit zurückzuführen sein. Wie wir vor allem aus seinen Briefen wissen, hat er den Sommer 1852 (Anfang Juli bis Ende September) auf der Insel Kamenny ostrow, einem Villenviertel an der Petersburger Ostseeküste, zugebracht, ohne die Familie. Natürlich entstehen bei Tjutschew, wie auch bei anderen großen Dichtern, Gedichte meist nicht jeweils aus konkreten Geschehnissen. Wasser, Sonne und Strand müssen hier aber eine Rolle gespielt haben. Tjutschew macht das Gedicht zu einem »geschlossenen Gleichnis«, jener hohen Form der metaphori-

---

<sup>2</sup> V. Brjusov: F. I. Tjutčev. In: F. Tjutčev: Polnoe sobranie sočinenij. Sankt Petersburg 1913; K. Pigarev: Žizn' i tvorčestvo Tjutčeva. Moskau 1962; V. Kožinov: Tjutčev. 2. Aufl. Moskau 1994.

<sup>3</sup> Georgij Čulkov: Poslednjaja ljubov' Tjutčeva. Leningrad 1928, 135 S.

schen Kunst, auf die Gerhard Dudek bei unserem Dichter schon zeitig hinweist.<sup>4</sup> Die Geliebte ist identisch mit der Welle, mit den sich ständig ändernden, immer neu anrollenden Wellen. Das französische »l'onde« aus dem Epigraph führt zu dem Namen Ondine hin, der der deutschen Undine entspricht. Friedrich de la Motte Fouqués Kunstmärchen *Undine* war 1811 veröffentlicht worden, hatte viel Lob gefunden und war mehrmals in eine Oper verwandelt worden (u. a. von E. T. A. Hoffmann 1815 und von Albert Lortzing 1845), Tjutschew muß es in seiner Münchener Diplomatenzeit (1822-1844) kennen gelernt haben. Die in der slawischen Folklore allgegenwärtigen Russalka-Mädchen sind jünger, Fouqués Undine paßt zu dem Gedicht. Der deutsche Romantiker läßt die Figur aus dem Meereselement hervortreten, sie steht mit den Wassergeistern in Verbindung. Sie ist ein Menschenwesen geworden, die Liebe eines jungen Mannes gibt ihr eine Menschenseele, und auch in unserem Gedicht ist nicht der Märchenring und der Edelstein das höchste Geschenk, das er ihr machen kann, sondern die Seele, die lebende Seele, die die Wasser-Undine in eine tief empfindende Frau verwandelt hat. Auch ihr Körper erstrahlt in der Sonne, auch sie spritzt wild im Wasser herum, flüstert mit dem Geliebten. Das Glück kann dauern, solange seine Liebe andauert. Daran ist aber in unserem Gedicht nicht zu zweifeln. Er ist wie sie an der »wilden Bodenlosigkeit der Wasser« beteiligt, spürt die Zartheit und das Ungestüm ihres Körpers. Sonne, Wasser und die Nähe des Geliebten – mehr braucht es nicht für das Glück, und ein Dichter, der solches in seinen Metaphern auszudrücken vermag, ist hoch zu preisen. Da gibt es keinen Grund, von einer »tragischen Beichte des Dichters« zu sprechen, wenn von Tjutschews Versen für Jelena die Rede ist.<sup>5</sup> Stärker als bei anderen Dichtern, stärker sogar als bei Puschkin und Lermontow, ist hier von einem intensiven Glücksempfinden, von einer tiefen diesseitigen Liebe, von einem optimistischen Grundempfinden zu sprechen.

Nicht weniger Diesseitigkeit strahlt der nächste Text aus, den wir gleichfalls zitieren wollen. Er ist mit »28. Juli 1852, Kamenny ostrow« datiert, die Angabe rückt ihn an das Wellen-Gedicht heran.

---

<sup>4</sup> G. Dudek: Der philosophische und künstlerische Gehalt der Gleichnisformen in F. I. Tjutčevs Poesie. In: Zeitschrift für Slawistik, Bd. 3, 1958, S. 498.

<sup>5</sup> P. E. Bucharkin: Ljubovno-tragedijnyj cikl poezii F. I. Tjutčeva. In: Russkaja literatura, 1977, H. 2, S. 118-122; O. Ja Samočatova: Tragičeskaja ispoved' poëta. In: V Rossiju možno tol'ko verit'. F. I. Tjutčev i ego vremja. Sbornik statej. Tula 1981, S. 63-78.

Сияет солнце, воды блещут,  
на всем улыбка, жизнь во всем.  
Деревья радостно трепещут,  
купаясь в небе голубом.

Поют деревья, блещут воды,  
любовью воздух растворен,  
и мир, цветущий мир природы,  
избытком жизни упоен.

Но и в избытке упоенья  
нет упоения сильней  
одной улыбки умиленья  
измученной души твоей.

Die Sonne strahlt, die Wasser blitzen,  
auf allem ein Lächeln, Leben in allem.  
Die Bäume erbeben freudig,  
badend im blauen Himmel.

Die Bäume singen, die Wasser blitzen,  
die Luft ist in Liebe aufgelöst,  
und die Welt, die blühende Welt der Natur  
ist berauscht vom Übermaß des Lebens.

Aber auch im Übermaß des Rauschs  
ist kein Rausch stärker  
als ein Lächeln der Rührung  
aus deiner gequälten Seele.

Afanassi Fet, Tjutschews Freund, gleichfalls ein sensibler Dichter, war begeistert. Hier spreche einer der größten Lyriker, die es je auf der Erde gegeben habe.<sup>6</sup> Die vier kurzen Halbzeilen am Anfang stürzen den Leser kopfüber in einen Triumph des Lebens hinein.

---

<sup>6</sup> A. Fet: *Moi vospominanija*, Bd. 2, Moskau 1890. Zit. in: F. Tjutčev: *Lirika*, Bd. I. Moskau 1965, S. 418.

Die Sonne scheint nicht nur, sie strahlt, sie läßt die Wasser aufblitzen, und schon in der zweiten Zeile wird *alles* in die Lebensfreude einbezogen. Die Bäume baden im blauen Himmel und »beben freudig« wie die Menschen beim Eintauchen ins Wasser. Mehr noch: die Bäume singen. Der fleißige Germanist Alfred Kernd'l hat in seiner 1954 abgeschlossenen Dissertation über Heine in Rußland die Stellen in Heines frühen Werken aufgelistet, wo die Bäume singen. Heinrich Heine war im Jahr 1828 und auch später mit Tjutschew befreundet, er war mehrmals bei ihm zu Gast, und er kokettierte gar mit der Hausfrau. Tjutschew kannte die damals entstehenden Gedichte aus dem *Buch der Lieder* gut; das beeindruckende Bild hat er im Gedächtnis behalten und 1852 in sein Gedicht aufgenommen. Meine Amme, heißt es schon in den *Jungen Leiden* Heines, erzählt von einem Garten, wo »die Blumen sprechen und die Bäume singen.« Wenig später, im *Lyrischen Intermezzo*, ist's ein Märchenland, »wo alle Bäume sprechen und singen wie ein Chor.« Der Tragödienheld Almansor ist so gebannt von seiner schönen Fee, daß »die Blumen sprechen und die Bäume singen.« Am Anfang der *Neuen Gedichte* läßt Heine die Waldvögel musizieren, so daß alle Bäume erklingen. In dem Feuilleton *Über die französische Bühne* (das ist dann schon 1837) bricht der Dichter das Bild ironisch: »Singen die Bäume noch immer so schön im Mondschein?« Und schließlich läßt er Ludwig Börne über die französischen Zustände witzeln: »Hier sprechen die Steine und singen die Bäume.«<sup>7</sup>

Die blühende Welt der Natur ist vom Übermaß an Leben berauscht. Daß der Rausch vor allem von der Liebe herrührt, war erwartet worden, doch wird der Leser durch die letzte Zeile erschreckt, von dem Hinweis auf ihre »gequälte« Seele. Ist das Heinesche Ironie? Endet der Text, in dem die Bäume Heines Melodien singen, auf Heine-Art? Wohl nicht, da ist zwischen den beiden Dichtern ein feiner Unterschied, dessen Bestimmung die dichterische Eigenart Tjutschews hervortreten läßt.

Heinrich Heine löst die aufgebaute Schönheitswelt in dem Moment in einer ironischen letzten Zeile auf, wenn die Grenze von der Anerkennung der Schönheit zur Illusion überschritten worden ist. Die Schönheit selbst wird da nicht in Frage gestellt, doch wird auf die Realität verwiesen, die es auch noch gibt, die alle illusionären Empfindungen vernichten würde. Bei Tjutschew sind keine Illusionen im Spiel. Daß ihre Liebe für ihn aus einer zerquälten Seele kommt, weiß der Dichter, er muß nicht erst durch Spott darauf verwiesen werden. Er weiß um seine Schuld, um die Ursache dafür, daß die Liebe nie eine ganz und gar glückliche war. Liebe und Schuld gehörten zusammen, das ei-

---

<sup>7</sup> H. Heine: Düsseldorf Ausgabe. Hamburg 1975ff., Bd. 1/I, S. 439; Bd. 1/I, S. 175; Bd. 5, S. 41; Bd. 2, S. 15; Bd. 12/I, S. 290; Bd. 11, S. 82.

ne war ohne das andere nicht denkbar, auch ein Ende solcher Schuld-Liebe nicht. Woher aber die Schuld? Jeder Dichter liebt auf seine Art und eine Ausstrahlung seiner besonderen Empfindung ist nur dann möglich, wenn da eine besondere, unwiederholbare, tiefe Betroffenheit im Leser ausgelöst wird.

Jetzt werden einige biografische Abschweifungen notwendig. Tjutschew hatte überaus früh, mit achtzehn Jahren, sein Universitätsdiplom erworben und wurde gleich danach, 1822, an die russische Gesandtschaft nach München berufen. Er heiratete dort 1826 die Witwe Eleonore Petterson, die aus der Familie des Grafen Bothmer stammte. Die Liebe, aus der drei Töchter entsprangen, war sehr groß. Sieben Jahre später jedoch traf der Dichter auf eine andere, Ernestine Dörnberg, auch Witwe, auch aus adligen Kreisen: sie entstammte der Familie des Barons Pfeffel. Sofort entstand eine enge Bindung, die auch durch Beziehungen Tjutschews zu ihrem Bruder, dem bekannten Publizisten Karl Baron Pfeffel, unterstützt wurde. Die Ehefrau Eleonore drängte auf ein Abbrechen der Kontakte, sie unternahm wohl auch einen Selbstmordversuch. Das Paar wollte gehorchen, es kam zu einem Abschiedsversuch, der in der Form einer schönen zweiwöchigen Reise nach Genua im Dezember 1837 stattfand. Ein Abschiedsge-dicht kostet den Schmerz aus: »Hier also ist es uns beschieden, das letzte Lebewohl zu sagen. Ein Lebewohl all dem, wovon das Herz lebte, was dein Leben tötete, es zu Asche machte in deiner zerquälten Brust!« (*1-е декабря 1837*) Die Liebe ist mit Schuld verbunden, eine schuldfreie Liebe kann nicht geboten werden.

Die Ehefrau war mit den Kindern mittlerweile über den Winter in Rußland zurückgeblieben, die Rückfahrt fand im Frühjahr 1838 statt und gestaltete sich zu einer Katastrophe. Sie reisten von Petersburg nach Lübeck auf dem Dampfer »Nikolai«, einem, wie man meinte, unsinkbaren Schiff. Kurz vor dem Ziel brach ein Brand aus, bei dem es fünf Todesfälle gab. Turgenew fuhr als Student auf dem gleichen Schiff, er hat den Unglücksfall später in einer Skizze festgehalten, in der auch von einer jungen Frau die Rede ist, die mit großem Einsatz ihre Kinder rettete, dabei aber das gesamte Gepäck verlor. Sie traf erst zwei Wochen später mittellos, leicht verwundet, aber mit starken Schockfolgen in München ein und starb ein Vierteljahr später. In den wenigen Dokumenten findet man nichts Plausibles über die Todesursache.

Wichtig ist das Entsetzen, das in ihm nach all diesen Erlebnissen zurückblieb. Er soll in der einen Nacht der Todeswache an ihrem Sarg weiße Haare bekommen haben. Shukowski, der ihn danach in Italien traf, sah seine Trauer, hörte seinen Schmerz und wußte gleichzeitig, daß Tjutschew an eine Geliebte in München dachte. Fünf Jahre später, am fünften Todestag von Eleonore, bekannte er in einem Brief an Ernestine, die er

schon im Frühjahr 1839 heiratete, der Tag des Todes sei der schrecklichste Tag seines Lebens gewesen, und, fügte er an, »wärest Du nicht gewesen, dann war es vermutlich mein letzter Tag.«<sup>8</sup> Er hat beide Frauen geliebt und ist beiden gegenüber das Schuldgefühl nicht losgeworden.

Das konnte mit der neuen Liebe nicht anders werden, und wieder waren zwei Frauen betroffen. Daß das Gefühl die bisherigen übertraf, konnte auch nur zu einer Verschärfung der Situation führen, die Familie und das Leben der Beteiligten konnte zerstört werden. Dazu kam es aber nicht. Ernestine, die zweite Ehefrau, litt unter seiner Untreue und fand trotzdem die Möglichkeit, einen totalen Bruch zu vermeiden, den er ja auch nicht wollte. Es ist nicht Zynismus, wenn wir hervorheben, daß seine Dichtung das Unklare einer Zwischenstellung brauchte; das Schuldgefühl nach beiden Seiten, gegenüber beiden Frauen, war Bedingung für das Entstehen der Tjutschewschen Liebesverse. Ernestine war 34 Jahre alt, als sie nach fünfjähriger Ehe mit ihrem Mann in das unbekanntere Rußland fuhr und dabei auch aus dem Wohlstand ihrer bayrischen Familie in bescheidenere soziale Verhältnisse geriet. Sie lernte es, mit den Kindern ohne Mann zu leben, und außer ihren drei eigenen Kindern waren da noch die drei heranwachsenden Töchter aus seiner ersten Ehe. Die älteste, Anna, hat ihren Dank für die Sorge der Stiefmutter auch schriftlich geäußert.<sup>9</sup> Sie lebten meist auf dem Land, im Familiengut Owstug in der Gegend von Brjansk, wohin Fjodor Iwanowitsch selten kam; die Winter verlebte die Familie häufig im Ausland. Seine Verbindung zu ihr bestand in einer Unzahl von Briefen (erhalten sind etwa 500, in französischer Sprache), in denen er seine Anhänglichkeit betont: »Du bist eine wundervolle Frau... Du bist das Beste von allem, was ich in der Welt kenne... Es gibt Menschen, die der Gedanke an den Tod verfolgt. Mich aber verfolgt die Angst, Dich zu verlieren... Ich brauche Deine Anwesenheit, allein Deine Anwesenheit... Ich protestiere entschieden gegen Deine Abwesenheit. Ich will sie nicht und kann sie nicht ertragen... Du bist der einzige Zweig, der mich über dem Nichtsein festhält.« Dazu gehört dann als Gegenstück: »Ich kenne niemanden, der weniger als ich der Liebe würdig wäre... Ich nehme Deine Liebe auf wie eine Gottesgabe. Ich verdiene sie überhaupt nicht.«<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> K. Pigarev: *Op. cit.*, S. 99.

<sup>9</sup> A. F. Tjutčeva: *Pri dvore dvuch imperatorov*. Moskau 1928 (Republished by Oriental Research Partners. Cambridge 1975).

<sup>10</sup> F. I. Tjutčev: *Sočinenija v dvuch tomach*, Bd. 2: *Pis'ma*. Moskau 1984, S. 178, 199, 219, 161, 261.

Diese Sätze entstehen alle in der Zeit seiner Nähe zu Jelena. Liebesgedichte für die Ehefrau gibt es nach den erwähnten Genueser Abschiedsgedichten nicht mehr. Und trotzdem hat sie ihm immer die Treue gehalten, hat ihn auch in den letzten Jahren, als die Krankheiten zunahmen, umsorgt.

Und die andere, Jelena? Im Unterschied zu den beiden »gesetzlichen« Ehefrauen, zwei deutschen Adligen, wuchs sie in einem demokratischen Petersburger Milieu auf. Sie wußte für sich einzustehen, und ihre Bildung war darauf abgestimmt. Offenbar hat dem Dichter eine solche Selbständigkeit imponiert, und hier beobachten wir die nächste Merkwürdigkeit. Wie Wadim Koshinow überzeugend schreibt, hat ein neuer poetischer Aufschwung am Ende der vierziger Jahre auch eine neue Liebe gefordert.<sup>11</sup>

Zwischen 1842 und 1849 hat er nicht ein einziges Gedicht veröffentlicht, in den darauf folgenden Jahren 1850 bis 1852 gleich dreißig, und die ersten dieser neuen Arbeiten entstanden vor dem entscheidenden Treffen mit Jelena, »als sie ihre ganze Seele in mich hineinatmete, als sie ganz in mich hinüberfloß.« (*Сегодня, друг, пятнадцать лет минуло...*) Das geschah ganz plötzlich am 15. Juli 1850, nach vier Jahren Bekanntschaft.

Ihr Leben mit diesem Mann, der mal mit der neuen Familie lebte, mal fortging, war nicht leicht. Ihr Vater forderte (streng, aber erfolglos), daß sie sich von dem bekannten hohen Beamten trennen sollte. Tjutschew wurde die ganze Zeit über in den Salons empfangen, er war ein blendender Gesprächspartner, seine scharfen, oft gar auch giftigen Urteile zu politischen Problemen wurden gehört und weiterverbreitet, besonders wenn sie sich zu gereimten Vierzeilern kristallisierten wie in dem folgenden:

Умом Россию не понять,  
аршином общим не измерить:  
у ней особенная статья –  
в Россию можно только верить.

Mit dem Geist ist Rußland nicht zu verstehen,  
mit der allgemeinen Elle nicht zu vermessen:  
es ist von besonderem Schlage.  
An Rußland kann man nur glauben.

---

<sup>11</sup> V. Kožinov in: F. Tjutčev: *Stichotvorenija*. Moskau 1976, S. 12.

In den Hofkreisen behielt man seine Gedichte in Erinnerung, die Großfürstinnen Maria Nikolajewna und Jelena Pawlowna empfangen ihn auch dann, wenn die vorgeschriebene Beamtenuniform einmal nicht komplett war.

Jelena hatte keinen Zutritt zu den Adelsgesellschaften, vor der Zeit ihrer glücklichen Liebe hatte sie im Kreis ihrer Bekannten Erfolg; auf die »gefallene« Frau schaute man hochmütig, mit Verachtung. »Die herangeschwemmte Menge trat das in den Schmutz, was in ihrer Seele blühte«, schrieb Fjodor Tjutschew in einem seiner bittersten Gedichte (*O, как убийственно мы любим...*).

Sie versuchte, ihr »Recht« auf den Mann zu verteidigen. »Du bist mein Eigentum«, soll sie wiederholt haben. »Ich gehöre ganz ihm, und er mir«, hat ihr Schwager von ihr gehört.<sup>12</sup> Ihren drei Kindern gab sie Tjutschews Familiennamen. Das erste Kind wurde 1851 geboren, es wurde auf den Namen der Mutter Jelena getauft, so wie später der erste Sohn nach dem Vater Fjodor genannt werden wird. Das sind offene Liebeszeichen. Auf die Geburt schreibt er ein Gedicht voller Verehrung, das das »namenlose« (außer-eheliche) Kind einschließt (*Не раз ты слышала признание...*).

Doch gleich daneben wieder die psychische Bedrohung durch die »Menge«. In einem Text setzt er in Zweizeilern jeweils die »Menge« und die »Seele« der Frau einander gegenüber, es bleibt die Hoffnung, daß »die lebenden Flügel der Seele« sich über die Menge erheben und »die Gewalt der unsterblichen menschlichen Gemeinheit« besiegen werden (*Чему молилась ты с любовью...*).

Drei gemeinsame Europareisen brachten etwas Erholung von den Konflikten. Er litt unter den erregenden Störungen in der Geschichte des grenzenlosen Glücks. Und wieder muß man konstatieren, daß dieses Leid, diese schlimme Erkenntnis der Schuld ihr gegenüber wie auch gegenüber der Ehefrau Ernestine, eine notwendige Grundlage für sein Gefühl war. Seine Dichtung rührt den Leser bis zum heutigen Tag auch wegen der andauernden Selbstbeschuldigung.

Natürlich offenbart sich da wiederum Literaturgeschichte. Das Stärkerwerden der Frauenfiguren wird begleitet vom Schwächerwerden der Männer. Als Lyriker hat Tjutschew das tiefer und früher erfahren, was wir aus der selbstkritischen Haltung der männlichen Figuren in den Werken Turgenews, Gontscharows, Dostojewskis erfahren, die mit der Zeit ihre Geschöpfe als immer kraftloser schildern. Die Qualen müssen entsetzlich gewesen sein, und sie fanden kein Ende. »Ich fühle mich«, schreibt er 1854 an

---

<sup>12</sup> F. I. Tjutčev: Brief an A. I. Georgievskij, 13/25 Dezember 1864. In: Ders.: *Sočinenija v dvuch tomach*, Bd. 2: Briefe. Moskau 1984, S. 275; V. Kožinov: Tjutčev, 2. Auflage, Moskau 1994, S. 367.



Ernestine, »zerschlagen und des Willens beraubt,... kraftlos und elend über alle Worte... Der Widerwille, den ich mir selbst gegenüber empfinde! Immer geht alles gut, nur ich entstelle, verstümmele und verderbe überall alles.«<sup>13</sup> So steht es im Brief an die eine. Verblüffend, daß in der Dichtung, die ja an die andere gerichtet ist, sich das gleiche Selbstempfinden niederschlägt: »Du liebst innig und flammend, ich aber, ich schaue auf dich mit eifersüchtigem Ärger.« Und weiter: »Ich, ein jämmerlicher Hexer, stehe ohne Glauben vor der von mir geschaffenen Zauberwelt.« (*О, не тревожь меня...*)

Wohin ist Petschorins Selbstsicherheit im Umgang mit Meri geraten, der sie durch gekonntes, herzloses Kokettieren in die Enge treibt und sie doch nicht liebt? Und was ist von der Hilflosigkeit der Prinzessin geblieben? Angesichts des Selbstbewußtseins der gebildeten Lehrerin erscheint dem Dichter Tjutschew die Liebesbeziehung auch mal als »schicksalhafter Zweikampf«, als »ungleicher Kampf zweier Herzen«. (*Предопределение*) Die Gefühlswelt ist eine andere geworden. So kommt es auch, daß in den Gedichten mitunter die Frauenstimme das Wort nimmt; das gab es vorher wohl nur bei den wenigen Dichterinnen. Für Puschkin wäre das undenkbar gewesen, der sagte allein, was zu sagen war. Hier aber redet sie: »Er liebt mich wirklich wie früher? O nein! Er verdirbt unmenschlich mein Leben...« Und es ist von Zorn und Tränen die Rede und von der verwundeten Seele. (*Не говори: меня он, как и прежде, любит...*) So hat sie möglicherweise nie gesprochen, aber der Dichter billigt ihr auch so viel Selbstbewußtsein zu. In der Beziehung der beiden ging es nicht ohne Streit ab. Es wird berichtet, daß sie im Zorn einmal mit einem Briefbeschwerer nach ihm geworfen hat. Sie traf ihn zum Glück nicht, doch aus einer Ofenkachel brach ein Stück heraus.<sup>14</sup> Solches vermelden die Lermontow-Biografien von der Fürstentochter Meri nicht.

Nach einem Jahr der Liebe, muß er schon bald feststellen, sind die Spuren dieses »Lebens der Entsagung, des Lebens voller Leid« zu sehen: das Lächeln des Mundes und der Glanz der Augen, die Rosenblüte der Wangen – alles haben die Tränen weggebrannt. Tolstoi wird ein Vierteljahrhundert später die verhängnisvolle Isolierung der Anna Karenina fühlbar machen, der die Erlebnisse in den Adelskreisen, im Theater genommen sind. Hier erleben wir, wie der jungen Frau von einem kurzen Glück nur die Asche eines Traums geblieben ist. Als Schuldiger wird eindeutig der Liebende ausgemacht, doch gerät er in die Pluralform: wie verhängnisvoll *wir* doch lieben; *wir* verder-

---

<sup>13</sup> F. Tjutčev: Brief an Ernestine vom 23. Juli 1854. In: Ders.: *Sočinenija v dvuch tomach*, Bd. 2: Briefe. Moskau 1984, S. 217

<sup>14</sup> Vgl. F. Tjutčev: *Polnoe sobranie sočinenij*, Bd. 2. Moskau, Leningrad 1934, S. 334.

ben das, was *unserem* Herzen teuer ist. Das stammt aus einem verzweifelten Gedicht von 1851, das ganz am Anfang der vierzehnjährigen Liebesgeschichte geschrieben wurde.

Und immer wieder Dur-Töne mit der Beschwörung von Liebe und Glück. In einem Erinnerungsgedicht (übrigens entstehen viele Gedichte Tjutschews in der Erinnerung an früher Gesehenes und Erlebtes) wird ein unvergeßliches Augenpaar beschworen, von dessen »zauberhafter, leidenschaftlicher Nacht« er die Seele nicht losreißen konnte. (*Я очи знал,- о, эти очи!*) Da wird gehaucht: der Blick atmete traurig und vertieft im dichten Schatten der Wimpern, ermüdet, wie das Vergnügen, schicksalhaft, wie das Leid. Hier wird nichts beschrieben: wir erfahren bis zum Schluß nicht einmal die Augenfarbe, und natürlich nichts über den Rest des Körpers. »Man spürte einen solchen Kummer, eine solche Tiefe der Leidenschaft!« steht da, und es fehlt jeder Versuch eines Aufschlusses des Worts »solche«. Hier ist die Sprache nicht mehr rational, nicht mehr gegenständlich, sie ist ganz beim Gefühlsausdruck angekommen und beschränkt sich darauf. In Rußland liebt jeder dieses Gedicht, auch wenn er kein Tjutschew-Kenner ist.

Übrigens gibt es gar keinen Hinweis darauf, daß das Augenpaar das von Jelena Denisjewa ist, obwohl es mitten in dem Feld der intensivsten Verse für die Geliebte steht. Daraus läßt sich schon schließen, daß der Dichter gar nicht eine bestimmte Person braucht, der er sein Gefühl widmet. Und daraus wiederum ist zu folgern, daß der verbreitete Versuch, in Tjutschews Werk einen »Denisjewa-Zyklus« zusammenzustellen, nicht gerechtfertigt ist. Nur wenige Gedichte sind wirklich auf die eine Person oder auf das Paar zu beziehen. Die Titellisten, die von verschiedenen Tjutschew-Biografen für den »Zyklus« zusammengestellt werden, weichen stark voneinander ab, schon im Umfang, es gibt eine Liste mit dreizehn, eine mit sechzehn, eine andere mit fünfundzwanzig Titeln, und andere Forscher schlagen wieder andere Titel zur Aufnahme in die Liste vor, der eine das, der andere jenes Gedicht.<sup>15</sup> Die Begründungen für die Aufnahme oder Ablehnung beschränken sich auf irgendwelche nachweisbaren Fakten, gehen also am Wesen der Dichtung vorbei.

Tjutschew erinnerte sich mit Bitterkeit an eine Szene – es war während eines Spaziergangs in der Nähe von Genf – wo Jelena von ihm verlangte, er solle in eine nächste

---

<sup>15</sup> V. Brjusov (op. cit.) zählt dreizehn Titel auf, A. Grigor'eva (Slovo v poëzii Tjutčeva. Moskau 1980, S. 141) nennt sechzehn, K. Pigarev (op. cit.) fünfundzwanzig. I. S. Vachros (Poëzija Tjutčeva. Helsinki 1966, S. 17) möchte *Под дыханьем непогоды...* zu dem »Zyklus« zählen, A. Gorelov (Tri sud'by. Moskau 1976, S. 137) nennt zusätzlich noch *Пошли, господь, свою отраду...*

Sammlung seiner Gedichte eine Widmung für sie eindruckend lassen. Er war erschrocken darüber – nicht so sehr, weil sich sonst doch ihr Interesse für die dichterische Arbeit in engen Grenzen hielt und sich auf die vermutlich ihr gewidmeten Gedichte beschränkte. Das Verlangen war unbillig, es begrenzte die Herkunft und auch die Adresse auf diese eine Person; in Wahrheit aber war Dichtung gemeint, ein verallgemeinerter Gefühlsausdruck der Zeit. Er hat seine Heftigkeit der Ablehnung selbst danach, nach dem kurze Zeit später erfolgten Tod der Geliebten, bereut, aber natürlich hatte er damit recht.

Noch weniger berechtigt als die Suche nach einem Zyklus ist ihre Übertreibung: Tjutschew habe in seinen lyrischen Stücken einen Roman geschrieben, der im Geist der Zeit, die nach Romanen rief und einen nach dem anderen hervorbrachte, von zwei Lebensschicksalen handelte vor dem mitzudenkenden Schicksal des Landes.<sup>16</sup> Solche Blicke, die darauf abzielen, den Lyriker in den »höheren« Rang eines Romanciers zu befördern, entstellen und verarmen die grandiose Leistung Tjutschews selbst dann, wenn man ihn Dostojewski an die Seite stellen möchte. Es bleibt da nur das Faktengerippe übrig, die Gefühlswelt wird zum Beiwerk.

Es geht auch, schaut man auf die Arbeitsweise des Dichters, gar nicht, nach etwas Zusammenhängendem zu suchen, einem Zyklus oder einem Roman. Ein Gedichtzyklus meint eine Kette von lyrischen Werken, die sich nicht nur auf das gleiche Thema beziehen, sondern auch aufeinander.

Der Zyklus wird mit dem Blick auf größere emotionale Felder geschrieben, von einem um die Zusammenhänge wissenden Autor, der die Fakten, Tendenzen, Gefühlsströme bündelt. Nicht eine Reihe von Gedichten ist gemeint, sondern ein Gedichtkreis, eine lyrische Großform mit relativer Geschlossenheit, und die entsteht in aller Regel in einem in sich geschlossenen Zeitraum.<sup>17</sup>

Fjodor Tjutschew war eine solche Art zu schreiben völlig fremd. Die Texte entstanden auch in Zeiten intensiverer dichterischer Arbeit in relativ großen Abständen, jeder einzelne war offenbar lange durchlebt, die überlieferten Varianten bieten nur die jeweils letzten Korrekturen. Und wenn das Einzelwerk fertig war, interessierte sich der Autor kaum noch dafür. Bei Lermontow konnte man so etwas beobachten: daß da ein fertiges, im Kopf durchaus lange bearbeitetes Gedicht einer Schönen ins Album geschrieben und

---

<sup>16</sup> I. V. Petrova: Mir, obščestvo, čelovek v lirike Tjutčeva. In: Literaturnoe nasledstvo, Bd. 97/1. Moskau 1988, S. 56-58. Ähnlich argumentierte G. A. Gukovskij: Nekrasov i Tjutčev. In: Naučnyj bjulleten' Leningradskogo gos. universiteta, Bd. 16-17. Leningrad 1947, S. 52-53.

<sup>17</sup> Vgl. W. Hartinger: Der Zyklus in der Lyrik. Diss. Leipzig 1969, S. 340ff.

dann vergessen wurde, oder ein Blatt mit etwas Neuem wurde weggeschenkt. Eifersüchtige Ehemänner ohne Verständnis für Dichtung haben vieles vernichtet. Wladimir Odojewski konnte einen solchen Umgang mit Kunstwerken nicht mit ansehen, und er hat Michail Lermontow ein Album geschenkt, in das alles Fertige einzutragen war. Tjutschew besaß ein solches Album nicht. Auf lose Blätter wurde geschrieben. »Graf und Gräfin Borch bitten Herrn Tjutschew, ihnen die Ehre zu erweisen, am Donnerstag, dem 6. Juli, 5 ½ Uhr bei ihnen zu Mittag zu speisen.« Da gerade kein anderes Papier greifbar war, kam ein Gedicht darauf, jenes erste Gedicht an Jelena, in dem er sie an einem heißen Mittag in einem abgedunkelten Zimmer umsorgt.<sup>18</sup> Und wenn jemand ein solches Papier an sich nehmen wollte, kam eine achselzuckende Zustimmung. Als ein Bekannter im Jahr 1835 bei ihm Gedichte zur eventuellen Veröffentlichung in Petersburg erbat, schickte Tjutschew einen ganzen Stapel, für den er kurzfristig noch einige Texte vollendet hatte, und er schrieb einen Brief dazu: »Ich nutze die Möglichkeit, mich von alten Papieren zu befreien. Machen Sie damit, was Sie wollen. Mir ist der Anblick von altem beschriebenem Papier widerwärtig, besonders von mir beschriebenen. Das riecht so muffig, daß mir übel wird.«<sup>19</sup> Die Gedichte wurden Shukowski und Wjasemski übergeben, die einige der »muffigen« Blätter auswählten und Puschkin zur Veröffentlichung empfahlen. Der aber war so begeistert von dem unbekanntem und doch schon ausgereiften Dichter, daß er alle fünfundzwanzig vorgelegten Gedichte in seiner neuen Zeitschrift *Sowremennik* veröffentlichen wollte, nur einen Text (*Наполеон*) ließ ein engstirniger Zensor nicht durch.

Einige der Verwandten haben kleine Sammlungen seiner Autographen besessen: die Ehefrau Ernestine (die anderen beiden Frauen nicht), deren Tochter Maria, Jekaterina (»Kitty«, die jüngste Tochter aus der ersten Ehe), Fjodor Fjodorowitsch, der Sohn der Jelena, der später als Offizier zum Autor von Romanen und einer Erinnerungsschrift an den Vater wurde.<sup>20</sup> Der Erinnerung fügte er fünf Gedichte aus seinem Besitz an, die (obwohl sie angeblich zu dem Denisjewa-Zyklus gehören) somit erst 1903 ans Licht kamen. Seine zwei Töchter Jelena und Nadeshda haben im Jahr 1929 einen Text (*He раз ты слышала признание...*) dem Tjutschew-Archiv des Puschkinhauses in Leningrad übergeben.

---

<sup>18</sup> F. Tjutčev: *Polnoe sobranie sočinenij*, Bd. 2. Moskau, Leningrad 1934, S. 320.

<sup>19</sup> Zit. bei V. Brjusov: *Letopis' žizni F. I. Tjutčeva*. In: *Russkij archiv*, Bd. 41, 1903, S. 496.

<sup>20</sup> F. F. Tjutčev: *Fedor Ivanovič Tjutčev. Materialy k ego biografii*. In: *Ders.: Kto prav?* Moskau 1985, S. 488-504.

In ziemlich jungen Jahren hat der Dichter mal beim Aufräumen in seiner Münchner Wohnung einen Stapel Papier ins Feuer geworfen, und als er merkte, daß dabei ein Stück »Faust«-Übersetzung gewesen war, achselzuckend sinniert: in Alexandria ist schließlich eine ganze Bibliothek verbrannt. Ein Arbeitskollege veröffentlichte im Jahr 1901 in seinen Erinnerungen ein Gedicht Tjutschews, den er sehr schätzte. Er berichtete, der Dichter habe das im Jahr 1867 während einer Sitzung geschrieben und es in der Pause auf seinem Platz liegen gelassen. Möglicherweise hat er dann den Verlust nicht einmal bemerkt.<sup>21</sup> Seine »Findelkinder« nannte er die Gedichte,<sup>22</sup> sie hatten für ihn einen Wert nur, solange er daran schrieb. Keine seiner Gedichtsammlungen hat der Autor selbst zusammengestellt. Turgenew hat sich bitter beschwert, daß er für die von ihm veranstaltete Edition von 1854 von seinem Freund keine Hilfe bekommen hat, auch die nächste Sammlung (die kam erst 1868 heraus) ist von anderen veranstaltet worden.

Zu befürchten ist, daß bei solcher unkontrollierten Weitergabe fremde Hände Korrekturen angebracht haben, in einigen Fällen ist das sogar nachweisbar. Die Änderungen betreffen vor allem rhythmische Neuerungen, Tjutschew war nicht bereit, die einmal gewählten Versfüße in jedem Fall strikt durchzuhalten. Auch einige »gewagte« Reime könnten korrigiert worden sein.

An einem – allerdings wesentlichen – Beispiel sei das dargestellt. In dem Gedicht *O, dieser Süden, o, dieses Nizza* (*O, этом Юге, о, эта Ницца...*), einem Trauergedicht, das ihn auf seiner einsamen Schweiz-Reise nach ihrem Tod zeigt, wird das Leben mit einem angeschossenen Vogel verglichen, der losfliegen will und das nicht kann, im Staub liegt und vor Schmerz und Kraftlosigkeit zittert. Auf das Wort »Leben« (жизнь) kommt es an. Es steht am Anfang der dritten Zeile, dort wo der vierfüßige Jambus eine unbetonte Silbe verlangt. Doch ist es ja das entscheidende, also zu betonende Wort, das sich noch dazu durch seine phonetische Quantität hervorhebt, als ein langes einsilbiges Wort. Der Tjutschew-Kenner Georgi Tschulkow hat herausgefunden, daß in der Abschrift aus der Sammlung der Tochter Maria statt »жизнь« »мысль« (Gedanke) steht, was ebenfalls nach einer Betonung verlangt, wenngleich »Gedanke« sinngemäß gar nicht paßt. In einer Abschrift des Dichterfreundes Pjotr Wjasemski steht aber »твоя«: dein angeschossener Vogel möchte losfliegen usw. Das kann unmöglich vom Dichter stammen, dem Bild ist jeder Sinn genommen – in den Jambus flüht sich die Zeile aber

---

<sup>21</sup> Как ни тяжёл последний час... In: P. I. Kapnist: Sočinenija, Bd. 1. Moskau 1901, S. CXXXIV.

<sup>22</sup> F. I. Tjuččev: Sočinenija v dvuch tomach, Bd. 2: Briefe. Moskau 1984, S. 187.

ein.<sup>23</sup> Einen Hinweis auf den Schuldigen an dieser Änderung hat Tschulkow nicht finden können.

Ähnlich verhält es sich mit unserem Wellen-Gedicht. Die Welle sei »voller wunderbaren Lebens«, heißt es in der vierten Zeile; in einer früheren Fassung (die aber auch vom Autor stammt), hatte statt »жизни« (Leben) »силы« (Kraft) gestanden. Das allgemeinere Wort »Leben« ersetzt das speziellere »Кraft«, das, auf die Undine bezogen, auch nicht recht paßt. Besonders drastisch bricht das Wort »жизнь« in den Rhythmus der vorhin schon zitierten Zeile aus dem großen selbstkritischen Gedicht *О, как убийственно мы любим...* ein. Mit »Leben der Entsagung, Leben des Leids« wird alles Bittere im Leben der jungen Frau verallgemeinert, rhythmisch paßt vor allem die erste Halbzeile überhaupt nicht in den Jambus hinein: жизнь отреченья bietet erst eine überlange betonte Silbe, auf die zwei ganz kurze unbetonte folgen; die Wiederholung von жизнь macht den Bruch noch auffälliger.

Ein solches Hervorheben des »Lebens« gibt es in unseren Liebesgedichten allerorten: »unmenschlich verdirbt er mein Leben«, »aber dieses Leben!« (*He говори: меня он, как и прежде, любит...*); »ein Blick, der das Leben bis zum Grund bloßlegt« (*Я очи знал, - о, эти очи!*); »Leben ist in allem«, »die Naturwelt ist trunken vom Überfluß des Lebens« (*Сияет солнце, воды блещут...*). Und auch in anderen Gedichten dieser Zeit: »Der Wald steht, vom Winter verzaubert, und glänzt in wundervollem Leben,« (*Чародейкою Зимою...*) »keine Klänge hier: keine Farben, keine Bewegung – das Leben ist fortgegangen...« (*На возвратном пути*). Und an die russische Sprache gerichtet: »du aber, besserer, zukünftiger Zeiten Wort, Leben und Bildung.« (*Теперь тебе не до стихов...*).

Der Dichter wird hier zum Philosophen. Neu ist das nicht für Tjutschew. Sein Lehrer Raitsch hatte ihn in der Schulzeit an eine philosophisch schwergewichtige Dichtung herangeführt, wie sie im 18. Jahrhundert gepflegt wurde, erst die Orientierung auf Shukowski und Puschkin nahm die klassizistischen Gewichte weg. In München, das sich nach der Eröffnung der Universität von 1826 gerade anschickte, zu einem Zentrum der Philosophie zu werden, war der junge Diplomat auf dem Laufenden. Schelling hat 1828 wiederholt mit ihm gesprochen, und P. Kirejewski gegenüber äußerte er über Tjutschew: »Das ist ein sehr ausgezeichneter Mensch, ein sehr unterrichteter Mensch, mit dem man sich immer gern unterhält.«<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> F. I. Tjutčev: Polnoe sobranie stichotvorenij, Bd. 2. Moskau, Leningrad 1934, S. 395.

<sup>24</sup> Zit. von: D. Blagoj: Žizn' i tvorčestvo Tjutčeva. In: F. I. Tjutčev: Polnoe sobranie stichotvorenij, Bd. 1. Moskau, Leningrad 1933, S. 15.

Schelling war in jener Zeit auf dem Höhepunkt seines Ruhms angekommen, doch bestanden die Gespräche nicht aus Belehrungen des Professors gegenüber dem fast dreißig Jahre Jüngeren. Karl Pfeffel, Ernestines Bruder und somit der spätere Schwager Tjutschews, berichtet vielmehr von gewichtigen Einwänden des russischen Diplomaten, als Schelling seine damalige Hauptidee einer Versöhnung der Philosophie mit dem Christentum ausbreitete: man dürfe sich dabei nicht nur auf den Verstand allein verlassen, auch Übernatürliches spiele eine Rolle.<sup>25</sup> Dieses lebendige Interesse für philosophische Fragen blieb erhalten, und offenbar hat Tjutschew wie etwas später auch Dostojewski die großen Umorientierungen in der europäischen Philosophie mitgemacht, die vor und nach 1848 das geistige Leben prägten. Die Betonung von »Idee und Dialektik« als die philosophischen Grundorientierungen ließ nach, an ihre Stelle trat erst »Materie« (des wissenschaftlichen, dann des vulgären Materialismus), bald aber »Leben«. Bis zur Moderichtung der »Lebensphilosophie« war es noch weit, die beherrschte nach Nietzsche, Bergson und Dilthey am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Gedankenwelt. Unterschwellig aber tat sich hier vieles früher schon, und leider wissen wir noch wenig über die Rolle der Schriftsteller dabei, denen die Betonung des neuen Wortes doch sehr entgegenkommen mußte: wovon, wenn nicht vom »Leben«, hatten Dichter zu handeln?

Mir sei gestattet, auf meine Untersuchungsarbeit zu Dostojewskis *Schuld und Sühne* zu verweisen, wo ich den Streit zwischen »Dialektik« und »Leben« verfolgt habe.<sup>26</sup> »An die Stelle der Dialektik trat das Leben« lautet der ganz vordergründig philosophisch formulierte Ergebnissatz Dostojewskis in seinem Roman, der den ersten Schritt bezeichnet auf Raskolnikows Weg zu seiner Rettung.<sup>27</sup> Dostojewski hat in seiner weiteren Arbeit wieder und wieder über die Bedeutung des Lebens für die Gedanken und die Taten der Romanfiguren nachgedacht. Den Anfang davon habe ich in dem Fragment *Netotschka Neswanowa* (1849) gefunden, dessen Vollendung wegen der Verhaftung des Autors nicht zustande kam. Das junge Mädchen Netotschka bekennt, daß sie in allen von ihr gelesenen Büchern nach dem »hauptsächlichen Gesetz des menschlichen Lebens« gesucht habe.<sup>28</sup>

---

<sup>25</sup> Valerij Brjusov zitiert den Tjutčev-Nekrolog Karl Pfeffels: V. Brjusov: *Letopis' žizni F. I. Tjutčeva*. In: *Russkij archiv*, Bd. 41, 1903, S. 492.

<sup>26</sup> R. Opitz: *Fedor Dostoevskij – Weltansicht und Werkstruktur*. Frankfurt am Main u. a. 2000, S. 15.

<sup>27</sup> F. M. Dostoevskij: *Polnoe sobranie sočinenij*, Bd. 6. Leningrad 1973, S. 422.

<sup>28</sup> *Ebd.*, Bd. 2, S. 234.

In seinem weiteren Schaffen wird Dostojewski noch stärker nach dem Leben fragen: es taucht die betont unlogische Tautologie »das lebendige Leben« – »живая жизнь« auf. Die früheste Stelle, wo ich diese emotional eingefärbte Formel fand, steht im Notizheft des Autors von 1864-1865<sup>29</sup> (das wurde 1907 erstmalig veröffentlicht). Später, in den *Dämonen* (1872) wird Schatow sein Abgehen von den veralteten liberalen Denkern damit erklären, daß sie »Feinde des lebendigen Lebens« seien.<sup>30</sup> Im *Tagebuch des Schriftstellers* von 1873 taucht es einmal auf,<sup>31</sup> häufig (zwölf mal!) treffen wir es dann im *Tagebuch des Schriftstellers* von 1876.

Seitdem gilt das »lebendige Leben« zurecht als Erfindung Dostojewskis. Ich habe es aber in dem Nekrolog-Gedicht Tjutschews auf den Tod des geliebten Bruders gefunden: *Bruder, der du mich viele Jahre begleitet hast* (1870, *Брат, столько лет сопутствовавший мне...*). Der Dichter wendet sich zurück: Die Tage sind gezählt, die Verluste nicht aufzurechnen, das *lebendige Leben* liegt lange hinter uns... Gibt es da einen Einfluß Tjutschews auf Dostojewski oder umgekehrt? Vermutlich nicht. Doch Ideen, vor allem Ideen größerer Bedeutung, entwickeln sich nicht von einer Veröffentlichung zur nächsten, sie schweben oft in der Luft, werden in Gesprächen, in Akademie- und Salondebatten gebraucht. Bedeutungsvoll erscheint mir vor allem aber, daß beide Schriftsteller das Wort »Leben« so stark in den Vordergrund schieben. Nicht das passive »Schicksal« bewegt sie, sondern das »Leben«, das eine aktive Teilnahme möglich macht oder gar herausfordert, nicht »Kraft« oder »Gedanke«, die Worte mit dem begrenzteren Sinn.

Das rührende Glück der beiden Liebenden, das, wie es schien, durch nichts zu beeinträchtigen war, fand nach vierzehn Jahren mit dem Tod der noch ganz jungen Frau ein Ende. Die Krankheit, Tbc in der schlimmsten Variante, war sozusagen eine demographische, eine Heilung war damals fast unmöglich, und sie brachte auch noch die vierzehnjährige Tochter Jelena und den gerade erst geborenen Nachkömmling Nikolai um. Drei Gräber in einem Jahr – der Dichter war erschüttert. Die Frau starb am 4. August 1864, nach diesem Datum entstand eine Reihe bitterster Gedichte über seinen Schmerz. In einem Brief drückt er seine Einsamkeit aus: »Ach, ich brauche sie hier auf Erden und

---

<sup>29</sup> Ebd., Bd. 20, S. 192.

<sup>30</sup> Ebd., Bd. 10, S. 442.

<sup>31</sup> Ebd., Bd. 21, S. 17.



nicht irgendwo dort.«<sup>32</sup> Einen religiösen Trost gab es nicht. Auch eine längere Schweiz-Reise brachte keine Erleichterung, überall tauchten Erinnerungen auf. Während der Reise traf er auch mit seiner Frau Ernestine zusammen, sie sah seine Tränen und bewies eine anständige Haltung. Der zweiten Tochter des Mannes, Darja, schrieb sie später, schon nach Tjutschews Tod: »Sein Kummer ist mir heilig, was auch die Ursache dafür sein mag.«<sup>33</sup> Turgenew erinnerte sich an ein Zusammentreffen in einem Pariser Restaurant, wo der gebrochene Mann von seinem Schmerz berichtete und dabei so stark weinte, daß Jackett und Hemdbrust naß wurden.<sup>34</sup> Schlimme Zeilen stehen im Brief vom Oktober 1864 an den Schwager Alexander Georgijewski: »Die Erinnerung an sie ist wie das Hungergefühl eines Hungrigen, eines unendlich Hungrigen. Es lebt sich nicht, mein Freund Alexander Iwanowitsch, es lebt sich nicht... Die Wunde eitert, heilt nicht. Ist da Kleinmütigkeit, ist da Kraftlosigkeit – das ist mir gleichgültig. Nur in ihrer Nähe und für sie war ich eine Persönlichkeit, in ihrer Liebe, in ihrer grenzenlosen Liebe zu mir... Jetzt bin ich etwas sinnlos Dahinlebendes, ein lebendes, gequältes Nichts.«<sup>35</sup>

Das stärkste seiner Trauergedichte ist das, wo er schon aus der Erinnerung über ihr Sterben erzählt. Kirill Pigarjow hat eine eindrucksvolle Analyse dieses bitteren Textes gegeben. Hier das Werk selbst:

Весь день она лежала в забытьи,  
и всю ее уж тени покрывали.  
Лил теплый дождь – его струи  
по листьям весело звучали.

И медленно опомнилась она,  
и начала прислушиваться к шуму,  
и долго слушала – увлечена,  
погружена в сознательную думу...

---

<sup>32</sup> F. I. Tjutčev: Brief an A. I. Georgievskij vom 8. August 1864. In: Ders.: Sočinenija v dvuch tomach, Bd. 2: Briefe. Moskau 1984, S. 269.

<sup>33</sup> Zit. bei K. Pigarev: op. cit., S. 170.

<sup>34</sup> Mitgeteilt von R. Kempf: F. I. Tjutčev. Persönlichkeit und Dichtung. Diss. Basel 1956, S. 69.

<sup>35</sup> Zit. bei: F. F. Tjutčev: Kto prav? Moskau 1985, S. 4.

И вот, как бы беседуя с собой,  
сознательно она проговорила  
(я был при ней, убитый, но живой):

«О, как все это я любила!»

.....

Любила ты, и так, как ты, любить –  
нет, никому еще не удавалось!  
О господи!... и это *пережить*...  
И сердце на клочки не разорвалось...

Den ganzen Tag lag sie im Vergessen,  
und Schatten bedeckten sie schon ganz.  
Ein warmer Sommerregen fiel – seine Tropfen  
klangen fröhlich auf den Blättern.

Und langsam kam sie zu sich  
Und begann sich in das Rauschen hineinzuhören  
Und lange hörte sie – hingerissen,  
in einen bewußten Gedanken versunken...

Und, gleichsam mit sich selbst redend,  
sprach sie mit Bewußtsein  
(ich war bei ihr, erschlagen, aber lebendig):  
»О, wie habe ich das alles geliebt!«

.....

Geliebt hast du, und so wie du zu lieben –  
Nein, noch ist das keinem gelungen!  
Mein Gott! ... und das zu *überleben*...  
Und das Herz ist nicht in Fetzen zerrissen...

Den Leser packt in der ersten Strophe der unerwartete Kontrast zwischen dem fröhlich herabtropfenden Sommerregen und der im Vergessen liegenden Sterbenden. Besonders rührt das Wörtchen »schon«: eine Hoffnung auf Heilung gibt es nicht. Das sich wiederholende »und« jeweils am Beginn der nächsten Zeilen spricht von den Schwierigkeiten des Dichters, die schreckliche Szene zu beschreiben; abgerissene, schnell aufeinander folgende Halbsätze deuten ihr vermutlich letztes Aufwachen aus der Bewußtlosigkeit an. Zum Ende zu, in der vorletzten Zeile, bleiben nur noch halb erstickte emotionale Satzketten, die Logik der Sprache ist außer Kraft getreten. »Elementare Schreie der Seelenangst und der Verzweiflung« habe der Dichter in seinen Gedichten nach ihrem Tod hervorgebracht, schreibt Dmitri Mirski. Das sei schlichter und unmittelbarer als alles vorher Geschriebene. Und überhaupt seien die Denisjewa-Gedichte die »aufrichtigsten, zartesten und erregendsten Zeilen der tragischen Liebeslyrik in russischer Sprache.«<sup>36</sup> Entsetzlich ist für den Dichter der Gedanke, daß der Schmerz mit dem Verlust nicht zu Ende ist, sondern weiterlebt.

Trotzdem steckt in dem Gedicht noch ein Wunder: über der Tragik des unüberwindlichen Schmerzes erhebt sich das Wort »любовь« – »Liebe«. Und gleich zweimal: in seiner Erinnerung an ihre Liebe, und dann in dem unerwarteten Reim любить – пережить (überleben). Die Liebe bleibt.

Dieser bittere Trost durchzieht auch andere Trauerverse. Ein nachdenklicher Text, der acht Monate nach dem schlimmen Datum entstanden ist, betont die Einsamkeit: das Leben *ohne* Liebe, *ohne* Sonnenstrahlen, in einer *seelenlosen* und *leidenschaftslosen* Welt. Am Ende steht ein Epitaph: Sie hat ihre Tat vollbracht mit ihrer heißen Liebe. Ihre Tat ist ihre Liebe, und die hat sie in verzweifelm Kampf geleistet, den Menschen und dem Schicksal zum Trotz. Fünf Verben fassen den Hauptinhalt ihres Lebens: leiden, beten, glauben, lieben – siegen; страдать, молиться, верить, любить – победить. Любить reimt sich auf победить, und dieses Wort любить erscheint als das letzte, das triumphierende Wort über ihr Leben. (*Есть и в моем страдальческом застое...*).

Die letzte Liebe... Das so betitelte Gedicht entsteht noch ziemlich früh, bald nach den Jubeltexten über die Meereswelle und über die singenden Bäume. Da gibt es keine Illusion über irgendein Glück von Dauer, und es wird über Zukunft gar nicht nachgedacht. Ein stiller Ton entsteht aus elegischen Bildern: Abschiedslicht, Abendröte, ein heller Schein am westlichen Himmel; der »abendliche Tag« ist ja immer noch Tag, und gewünscht wird mit den aneinandergereihten Wiederholungen, dem Binnenreim in der

---

<sup>36</sup> D. S. Mirskij: Geschichte der russischen Literatur. München 1964, S. 127.

vierten Zeile und den getragenen drei- bis fünfsilbigen Worten nicht das verlockende »Verweile doch!«, sondern nur das Bewußtwerden der schönen Situation der Zärtlichkeit. Kein Wort spricht von Schuld. Abendlicht – danach kann nichts mehr kommen. »Hoffnungslosigkeit« ist das letzte Wort, gewiß, aber es steht nicht allein, die Glückseligkeit, die Zärtlichkeit gehören dazu. Das Leben ist nur in solchem Gegensatz denkbar.

### Последняя любовь

О, как на склоне наших лет  
нежней мы любим и суеверней...  
Сияй, сияй, прощальный свет  
любви последней, зари вечерней!

Полнеба обхватила тень,  
лишь там, на западе, бродит сиянье,–  
помедли, помедли, вечерний день,  
продлись, продлись, очарованье.

Пускай скудеет в жилах кровь,  
но в сердце не скудеет нежность...  
О ты, последняя любовь!  
Ты и блаженство и безнадежность.

## **Letzte Liebe**

O, wie wir beim Abnehmen unserer Jahre  
zärtlicher lieben und abergläubiger...  
Strahle, strahle, Abschiedslicht  
der letzten Liebe, der abendlichen Röte!

Den halben Himmel hat der Schatten umfaßt,  
nur dort, im Westen, wandert ein Schein.  
Zögere, zögere, abendlicher Tag,  
weile noch, weile noch, Zauber.

Möge das Blut in den Adern karger fließen,  
aber im Herzen wird die Zärtlichkeit nicht karger.  
O, du, letzte Liebe!  
Du bist Glückseligkeit und Hoffnungslosigkeit.

## **Anschriften der Autoren**

*Hilker, Heiko, Dipl. Ing.,*

Fraktion Die Linke im Sächsischen Landtag,  
Bernhard von Lindenau - Platz 1, 01067 Dresden

*Laitko, Hubert, Prof. Dr.,*

Florastr. 39, 13187 Berlin

*Lange, Hendrik, Dipl. Pol.,*

Fraktion Die Linke im Landtag Sachsen – Anhalt,  
email: buero@hendriklange.de

*Methling, Wolfgang, Prof. Dr. vet. med. sc.,*

Stellvertretender Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern,  
Schloßstr. 6-8, 19053 Schwerin

*Milachowski, Ruth, Prof. Dr.,*

Freiberger Str. 5, 04349 Leipzig

*Roland Opitz, Prof. Dr. sc. Philosophie,*

Steinstr. 13, 04275 Leipzig

*Kurt Reiprich, Prof. Dr. phil. habil.,*

Wangerooger Weg 9, 04157 Leipzig

*Richter, Kerstin, Dipl., Ing.,*

Rabenauer Str. 1, 01159 Dresden

*Rudolf Rochhausen, Prof. em. Dr. phil. habil.,*

Ehrevorsitzender des Rohrbacher Kreises in der Rosa-Luxemburg-Stiftung,  
Lankow - Siedlung 28, 19057 Schwerin

*Schultz, Dieter, Dr.,*

email: dieltz@gmx.net